

Die Corona-Folgen haben auch die Produktions- und Kommunikationsmöglichkeiten der Herausgeber von imprimatur eingeschränkt. So ist dieses Heft ein wenig knapper geraten.

Karl-Heinz Ohlig

Es ist höchste Zeit

Die Kirche muss sich ändern

Für Reformen, die das Leben und die Akzeptanz der katholischen Kirche befördern sollen, ist es beinahe zu spät. Zu lange schon haben sich Stagnation und Rückschritte entwickelt, die es schwer machen, Hoffnungen beizubehalten.

In den westlichen Gesellschaften schrumpft die Kirche: die Zahlen der Teilnehmer an Gottesdiensten gehen zurück – ob sie sich nach der durch die Corona-Pandemie erzwungenen Reduktion wieder auf ihr vorheriges, niedriges Niveau einpendeln werden, ist noch unklar. Immer mehr Christen treten aus der Kirche aus, die Zahlen des Priesternachwuchses schrumpfen auf Maße, die eine Fortführung der traditionellen Gemeindepastoral schon jetzt erschweren, in Zukunft unmöglich machen. Dazu verliert die Amtskirche ihre Reputation, weil sie zwar strenge moralische Standards, vor allem in der Sexualmoral, von den Gläubigen einfordert, aber in erschreckender Weise den Missbrauch in den eigenen Reihen toleriert und vertuscht hat. Selbst jetzt noch versuchen Bischöfe – anders als der Bischof von Aachen -, die Ergebnisse von Untersuchungen nicht zu publizieren und die Opfer mit ihren Problemen alleine zu lassen. Die Rolle der Frauen in der Kirche ist immer noch völlig unbefriedigend und vormodern, und es zeichnet sich keine entscheidende Besserung ab. Auch die „Laien“ generell, also die getauften nichtklerikalen Christen, Frauen und Männer, die das sogn. Volk Gottes ausmachen, wer-

den aus ideologischen Gründen von entscheidender Mitwirkung ausgeschlossen. Gerade hat der Vatikan – mit päpstlicher Unterschrift – die Zugehörigkeit von „Laien“ in Teams, die die Leitung von Gemeinden übernehmen, verboten, nur Priester dürfen Gemeindeleiter sein. Gleichzeitig wurden Versuche einer Pfarreienreform untersagt, die pastorale Anpassungen versuchten, wobei nicht berücksichtigt wurde, dass das Verbot der Mitwirkung von Laien in der Gemeindeleitung zwangsläufig dazu führen wird, dass bald die wenigen verbleibenden Priester für Zigtausende oder hunderttausend Gläubige zuständig sein werden – das Ende einer effektiven Pastoral. Ökumenische Aktivitäten werden blockiert. Der Vatikan ist von Korruptionsvorwürfen und finanziellen Manipulationen betroffen; dem Papst ist es nicht, oder nicht genügend, gelungen, für seine Initiativen und Reformversuche hinreichende Unterstützung zu finden. Es scheint so, als stünden hinter gelegentlichen beachtlichen päpstlichen Aussagen keine wirklichen und wirkungsvollen theologischen Einsichten. Wie es aussieht, wird nach seinem Tod der Vatikan so weitermachen wie bisher.

Leider muss man auch vermuten, dass von vielen Hoffnungen begleitete Aktivitäten in den Regionalkirchen, wie z.B. der Synodale Weg in Deutschland, scheitern werden. Wenn es so kommt, wird der Niedergang der Kirche noch weiter beschleunigt. Es ist trostvoll, dass an der kirchlichen Basis noch viel Engagement zu erkennen ist, und die Kirche vielfach gesellschaftlich notwendige Aktivitäten entfaltet. Aber das wird wohl kaum genügen, um die strukturellen Defizite aufzufangen. Tiefreichende Reformen sind unbedingt notwendig, aber es ist nicht abzusehen, wie diese gelingen sollten. Resignation verbreitet sich. Zwar gibt es keine Garantie, dass durch Reformen alle Probleme lösbar wären. Aber die Kirchenstrukturen sind so beschaffen, dass Hardliner alles blockieren können. Das Resultat ist Stagnation und weiterer Verfall.

Irmgard Rech

„Alle jene Bilder und Vorstellungen aber sind der Balke in deinem Auge. Drum wirf sie hinaus“ (Meister Eckhart)

Neu über Gott nachdenken – eine Buchbesprechung zu Norbert Scholl, Gott – der die das große Unbekannte – Staunens-Wertes und Frag-Würdiges, Matthias Grünewald Verlag, 2. Auflage 2020

Weil die kirchlichen Gottesbilder für das Leben heutiger Menschen bedeutungslos geworden sind, es den Aufbruch zu einer ehrlichen Gottesrede in der Kirche aber nicht gibt, lädt uns der 89jährige Theologe und Religionspädagoge Norbert Scholl in seinem Buch dazu ein, mit ihm über „Gott und die Welt“ neu nachzudenken.

Mit uns zum Nach- und Neu-Denken eingeladen sind mutige Geister aus allen Zeiten und allen Sparten, neben Theologen und Philosophen Naturwissenschaftler, Psychologen, Soziologen und als Künstler große Komponisten, die uns alle im Anmerkungsstil mit ihren Werken vorgestellt sind, darunter leider nur drei bis vier Frauen. Heutige „Gottesnachdenklichkeit“ muss mit allen Erfahrungswissenschaften ins Gespräch kommen, weil unsere Rede von Gott nur aus unserer Welterkenntnis und, wozu schon der Mystiker Meister Eckhart seinen damaligen Zuhörer geraten hat, aus unserer Selbsterkenntnis heraus geschehen kann. Norbert Scholl beginnt seine Gottsuche erklärtermaßen „von unten“. Dazu müssen Gottesbilder, die „von oben“ als Dogmen gelehrt wurden, destruiert werden, weil sie vielfach für eigene Zwecke eingesetzt, also funktionalisiert sind. So werden wir angehalten, den Gott aus unserm liturgischen Singen und Beten, „der alles so herrlich regieret“, als „verunstaltetes Gottesbild“ als allererstes

hinter uns zu lassen, „hinauszuwerfen“ wie Eckhart es ausdrückt. Lernen sollen wir wieder, uns auf das eigene „Staunen und Verwundern“ einzulassen, auf Schneekristalle, intelligente Pflanzen wie die Akazie, die intelligenten Ameisen und die „Faszination Berg“, der er selber in jungen Jahren erlegen war, als er als Bergsteiger am Matterhorn gewandert ist.

Inspiziert, als Theologe bei der Frage nach Gott von Alltagserfahrungen auszugehen, hatte ihn schon früh Karl Rahner, der in seinem „Grundkurs des Glaubens“ 1976 gefordert hat, dass es zur Gotteserkenntnis nur diesen einzigen Weg geben kann „durch die Begegnung mit der Welt, zu der wir natürlich auch selber gehören.“ (73) Wer sich auf die von Scholl mehrmals angeführten Rahner-Textstellen aus seinem Grundkurs einlässt, wird, wie es mir passiert ist, in den Strudel der Rahnerschen Nachdenklichkeit über das „heilige Geheimnis“ Gott derart hineingerissen, dass man umso angeregter den Weg mit Norbert Scholl bei seiner Gottsuche weiterhin mitverfolgen will.

Voraussetzung, sich auf die Suche nach einer neuen Gottesrede einzulassen, ist das Eingeständnis des Zweifels. Für N. Scholl darf der religiöse Mensch den Zweifel niemals ausschließen. Er wünscht sich Pfarrer und Bischöfe, die zu den Gläubigen über ihre eigenen Glaubenszweifel sprechen. (20/21) Er selber hat 2007 ein Buch geschrieben mit dem Titel „Mein Zweiferglauben“. Als „ehrlichen und aufrichtigen Theologen“ (übrigens auch Priester) schätzt er Gotthold Hasenhüttl wegen seines gewagten Buches „Glaube ohne Mythos“ von 2001. Darin bekennt dieser: „Es war leicht zu beten, als ich in der Einfalt meines Herzens noch niederknien konnte und einen Herrn im Himmel wusste . . . Heute kann ich Gott nicht mehr als Herrn verstehen und mich nicht mehr als sein Diener fühlen.“ (zitiert S. 19). Scholl denkt an die vielen Menschen in der Kirche, die diesen „Herr“-Gott-Glauben schon lange nicht mehr mittragen. (18)

In der lockeren Folge seiner Kapitel gelangen wir mit dem Autor zu dem Abschnitt „Geheimnis Kosmos“ und werden mithineingenommen in den Mikrokosmos der Atome wie in den Makrokosmos des Welt-raums. Hier sprechen Forscher zu uns, die nicht mehr triumphalistisch die Ergebnis-

se ihrer Forschung verkünden, um damit den Gottesglauben zu widerlegen. Hier reden zu uns Wissenschaftler, die um die Vorläufigkeit und die Grenzen ihrer Erkenntnisse wissen. Ein Nobelpreisträger gibt zu, „dass niemand die Quantentheorie versteht“ (41), ein Astrophysiker gesteht: „In einer sternklaren Nacht spüre ich manchmal etwas wie eine Resonanz zwischen unserm begrenzten Wissen über die Dynamik des Universums und einer Ahnung von Gnade für die ganze Welt.“ (45) Angesichts der Weiten und Tiefen in Makro- und Mikrokosmos, die sich uns durch die Forschung auftun, verliert sich menschliche Anmaßung. Bereits 1937 vollzog Heisenberg eine grundlegende Klärung für die Beziehung von Theologie und Naturwissenschaft: „Die Religion der Zukunft wird frei sein von dem sinnlos gewordenen Konflikt zwischen Glauben und Wissen“ (zitiert S. 61). Er meinte damit, dass beide Seiten den lang gehegten „naiven“ Glauben in die Wahrheit der eigenen Sache aufgeben sollten.

Wie diese Klärung als Angebot der Wissenschaft im Einzelnen verlaufen ist und wie die Kirche darauf reagiert hat, daran lässt uns der Autor im Kapitel „Der Urknall und andere Rätsel“ teilnehmen. Während sich in den Naturwissenschaften immer mehr ein „Kritischer Realismus“ im Sinne des Philosophen Karl Popper durchsetzte, wonach eine neue Erkenntnis immer eine Theorie bleibt, die prinzipiell nicht bewiesen werden kann (57), tat die Kirche sich schwer damit, ihren Schöpfungsglauben auf Grund der Urknalltheorie zu revidieren. Pius XII. vollzog 1951 zunächst eine Anerkennung, die Scholl „noch reichlich verklausuliert“ nennt. (47) Erst die nachfolgenden Päpste machten daraus eine klare Zustimmung.

In der Folge musste nun aber geklärt werden, wie der unterschiedliche „Wahrheitsgehalt“ der religiösen und der wissenschaftlichen Erkenntnisse zu bestimmen sei. Das ehrliche Eingeständnis der Naturwissenschaften, dass ihre erkannten Naturgesetze nur Denkmodelle und Hypothesen, jedoch nicht die wirklich existierenden Naturgesetze selber sind, brachte auch den Theologen die Einsicht, dass Gott nie zu einem „Denkobjekt unseres Gehirns“ werden kann und dass ihre Aussagen über Gott auf einer anderen Ebene lie-

gen als naturwissenschaftliche Feststellungen. Biologen sprechen von der Natur, Theologen von der Schöpfung. Man spricht heute von zwei unterschiedlichen Perspektiven, die einander nicht ausschließen, sondern einander einbeziehen sollen. Norbert Scholl bezeichnet seinen „Schöpfungsglauben“ gegen Ende dieses Kapitels als „keineswegs für unvernünftig, sondern sogar für sehr vernünftig und wahrscheinlich“ und ergänzt es mit einem Zitat von Karl Jaspers: „Der Gedanke der Weltschöpfung durch Gott ist ein Symbol, kein Wissen. Im Weltschöpfungsgedanken wird der Abgrund offen, in dem wir mit all unserm Weltwissen und Welttun verschlungen werden und sogleich uns geborgen wissen.“ (64/65)

In dem nun folgenden Teil des Buches spielt die direkte Glaubensfrage nach Gott als „die letzte Ursache“ von allem eine immer größere Rolle. Es gilt zu fragen, wie sich die Theologie im Diskurs mit der Naturwissenschaft und ihrer Evolutions- und Urknalltheorie entwickelt hat, wie „das Übel in der Natur“ mit dem Glauben an den Schöpfergott zu vereinbaren ist, wie Menschen dazu kommen, gewalttätig „böse“ oder altruistisch „gut“ zu handeln. Spannend ist, mit welchen Untersuchungsmethoden Verhaltens- und Hirnforscher heute nach Deutungen suchen, menschliches Empfinden und Handeln immer besser zu verstehen, auch Philosophen, vor allem Arthur Schopenhauer mit seiner Bewertung des Mitleids. Zu diesem Teil gehört auch ein Exkurs über die Welt der Musik, da Menschen in der Musik sinnlich-emotionale Erfahrungen machen, die durch Beschränkung allein auf die Vernunft nicht erlebbar sind, für N. Scholl aber in die „Gotteserfahrung von unten“ mit hineingehören. Erst jetzt, ab Seite 127 wird die Bibel ins Spiel gebracht. Jetzt lässt sich unverstellter und freier danach fragen, welche „Aspekte der jüdisch-christlichen Überlieferung . . . von Bedeutung für das heutige Gottesbild sein könnten“. (128) Und ganz am Ende riskiert der Autor einen eigenen Versuch, das bis heute verbindliche Nizäno-Konstantinopolitane Glaubensbekenntnis, „dem Stand heutiger Wissenschaft entsprechend“, neu zu formulieren. Hilfreich, doch etwas zu wortreich, um in einem alternativen Got-

tesdienst als Ganzes seinen Platz zu finden.

Mich interessiert am meisten, welchen Weg Theologen heute einschlagen, um sich den Herausforderungen unserer Zeit zu stellen und an welchen biblischen Aussagen der Autor weiterhin festhalten will, wenn es um die Frage nach einem neuen Gottesbild geht. Weil man in der Gotteserkenntnis von Welterfahrungen ausgehen will und nicht mehr von einer „vorgegebenen Metaphysik“, habe bei den Theologen eine Rückbesinnung auf Spinozas pantheistisches Denken stattgefunden, allerdings in einer „nicht unwesentlich veränderten Form“ eines „Pan-en-theismus“. (69-73) Nicht mehr gilt, Gott ist in Allem und Alles ist Gott, sondern jetzt heißt es „Gott ist in Allem, *in Allem ist Gott*“. Ausgeschlossen wird somit ein Identisch-Sein von Gott und Universum, Gott ist mehr als das Universum. Neben Leonardo Boff nennt Scholl als Vorläufer des panentheistischen Denkens Meister Eckhart (ca. 1260-1328). Auch Karl Rahner (1904-1984) sieht er als Vertreter dieses Denkansatzes, der den Dualismus von Gott und Welt eindeutig ablehnt, sich aber davor hütet, Gott und Welt gleichzusetzen. Eckhart sagt über die Dinge, sie „schmecken“ nach Gott und „alle Dinge“ sind für ihn „reiner Gott“. Bei Karl Rahner, für den „transzendente Erkenntnis oder Erfahrung Gottes . . . sich immer nur in der Begegnung mit der Welt und vor allem der Mitwelt ereignet“ (Grundkurs des Glaubens 61), gilt jedoch, dass er, wenn er von Gottes „Anwesenheit“ in der Welt spricht, auch immer seine „Entzogenheit“ erwähnt (ebd. 93) und am Schluss zu Thomas von Aquin hält, der sagt, „daß Gott *die* Welt wirkt und nicht eigentlich *in der* Welt wirkt“ (ebd. 94). Scholl scheint sich dem Freiburger Theologen Karlheinz Ruhstorfer anzuschließen, wenn dieser den panentheistischen Aufbruch in der christlichen Theologie wie „Frühlingsregen“ wirken sieht, der sie „interreligiös und intellektuell anschlussfähig“ macht, bedeutsam auch für Küngs Bemühungen um ein gemeinsames „Weltethos“. (80)

Und welche Bibeltexte sind bei Scholl „anschlussfähig“ für heutige Menschen? Es sind die Erzählung von der Selbstoffenbarung des Gottes Israels im brennenden Dornbusch (Ex3, 1-15) und die Bergpre-

digt bei Mt 5 – 7. Beide Texte empfiehlt er in der Fassung der „Bibel in gerechter Sprache“ zu lesen. Die Exodus-Geschichte, weil diese Übersetzungen die Geschlechtslosigkeit JHWHs sowie seine Prozesshaftigkeit und sein Mitgehen in der Geschichte zum Ausdruck bringt, die Bergpredigt, weil diese Fassung ihre „Aktualität und Universalität über Kulturen, Religionen und Weltreligionen hinweg“ zu Bewusstsein bringt (154). Ein bewegendes Glanzstück ist für mich Scholls Darstellung des Buches „Jesus für Atheisten“ des tschechischen Philosophen Milan Machovec (144-148). Ein Kommunist zeigt den Christen, wo Jesus seinen Platz im anbrechenden „Königreich Gottes“ sieht, auf der Seite der Armen, Elenden und Gewaltlosen.

Gerade in der jetzigen Corona-Zeit kann das Buch von Norbert Scholl vielen Mut machen, neu nach Gott zu fragen jenseits der kirchlichen Dogmen über Gott und Jesus. An die Männer der Kirche ist es ein Apell, endlich einen „Zweifelsglauben“ zuzulassen und sich von weltfremden „Theophantasien“ eines immer noch männlichen Herrscher-Gottes abzuwenden.

Norbert Scholl

Offener Brief an Bischof Voderholzer wg. Bezug auf öffentliche Äußerung

69259 Wilhelmsfeld, 1.10.2020

Exzellenz, Hochwürdigster Herr Bischof Voderholzer!

Bei Ihrer Predigt zur Eröffnung des Kongresses „Freude am Glauben“ am 14.6.2019 in Ingolstadt sagten Sie unter anderem: „Die Religionen und Kulte Griechenlands und Roms kannten vor allem ein weibliches Priestertum. Ihr Dienst war oft verbunden mit der Tempelprostitution als Darstellung der Fruchtbarkeit der Erde im ewigen Kreislauf von Werden und Vergehen“ (<https://www.bistum-regens->

burg.de/news/als-mann-und-frau-schuf-er-sie-bischof-voderholzer-zur-ehe-zum-weiheamt-und-zur-gender-ideologie-6806/). Ein Hinweis auf Ihre Äußerung findet sich auch in Wikipedia (<https://de.wikipedia.org/wiki/Tempelprostitution>).

Diese Behauptung ist falsch. In Griechenland und Rom wurde Tempelprostitution nie praktiziert. Das hätten Sie als Wissenschaftler eigentlich wissen müssen. Zumindest hätten Sie sich kundig machen müssen, bevor Sie eine solche Unwahrheit in die Welt setzen. Und noch dazu als Bischof bei einer Predigt während einer Eucharistiefeier. Besonders beschämend finde ich, dass Sie die (angebliche) Tempelprostitution in Zusammenhang bringen mit der „Zuordnung des Weihesakramentes zum männlichen Geschlecht“. Das eine ist so falsch wie das andere. Blamabel für einen Wissenschaftler und unwürdig für einen Bischof!

Zu Ihrer besseren Information erlaube ich mir, Ihnen einige Tipps zu geben:

- Das Thema Tempelprostitution erfreut sich als Forschungsgegenstand seit dem 19. Jahrhundert großer Beliebtheit. Offensichtlich beflügelte die enge Verbindung von Kult und Sexualität die Phantasie vieler (vor allem männlicher) Forscher. Gleichzeitig verdeutlichte die Institution der Tempelprostitution die vermeintliche Rückständigkeit und Sittenlosigkeit der paganen Religionen im Vergleich zum Christentum. Dabei wurde lange Zeit als selbstverständlich vorausgesetzt, dass es diese Praxis tatsächlich gegeben habe. Erst in den 1960ern wurde dies – zumindest für den griechisch-römischen Raum – in Frage gestellt. In Reaktion auf Hans Conzelmanns innovativen Beitrag „Corinth und die Mädchen der Aphrodite“ (In: Göttinger Nachrichten 1967, S. 246–261) erschienen Studien für nahezu alle Regionen, die in detaillierter Quellenarbeit den Nachweis zu führen suchten, dass es – zumindest am jeweiligen Ort – keine Tempelprostitution gab (vgl. u. a. Henri-Dominique Saffrey: *Aphrodite à Corinth: Réflexions sur une idée recue*. In: *Revue biblique* 92/1985, S. 359–374, und vor allem Eugene Fisher: *Cultic Prostitution: A Reassessment*. In: *Biblical Theology Bulletin* 6/1976, S. 225–236).

- Stephanie L Budin zeigt in einer umfangreichen Arbeit auf, dass die Existenz von Tempelprostitution nichts weiter sei als „a huge misunderstanding“ (*The Myth of Sacred Prostitution in Antiquity*. Cambridge u. a.: Cambridge University Press 2008, S. 12).
- Etwas anders sieht es Robert A. Oden, der in seiner Studie *The Bible Without Theology* (Urbana 1987) die Tempelprostitution zu einer Art kulturellem Stigma erklärt, welches rückständigeren oder barbarischen Völkern angeheftet wird, um die eigene Kultur davon abzusetzen (<https://www.querelles-net.de/index.php/qn/rt/printerFriendly/805/819>).
- Renate Jost schreibt im Internet-Bibellexikon, dass biblische Texte zur Prostitution „in polemischem oder erzählerisch-unterhaltendem Interesse auch an der Exotik anderer Völker geschrieben wurden“ und dass deshalb „nur bedingt davon die Rede sein kann, dass Tempelprostitution hier als Phänomen historisch verbürgt sei“ (<https://www.bibelwissenschaft.de/wibilex/das-bibellexikon/lexikon/sachwort/anzeigen/details/hurehurerei-at/ch/Oe5f892b6e39e094-552ec2a0c0ec9e8b/>).
- Nach einer jüngeren Untersuchung ist die Existenz der Tempelprostitution im Altertum durch zahlreiche Zirkelschlüsse etabliert worden, in denen die jeweils als gesichert geltende Annahme einer Tempelprostitution in anderen Gebieten die lokale Existenz dieser Einrichtung absicherte (Tanja S. Scheer unter Mitarbeit von Martin Lindner [Hrsg.]: *Tempelprostitution im Altertum. Fakten und Fiktionen*. Berlin 2009).
- Nur in Indien lässt sich eine Art von Tempelprostitution nachweisen, die allerdings nicht mit wechselnden Partnern stattfand, sondern mit jeweils einem Partner über längere Zeit, und die damit eher ein Mätressentum darstellte (Renate Syed: *Devadasis, Dienerinnen der Götter. „Tempelprostitution“ in Indien*. In: Tanja S. Scheer unter Mitarbeit von Martin Lindner [Hrsg.]: *Tempelprostitution im Altertum. Fakten und Fiktionen*. Berlin 2009, S. 377–401, hier: S. 399).

Ob Sie wohl den Mut aufbringen werden, sich öffentlich für Ihre Aussagen zu ent-

schuldigen - wie Ihr Mitbruder Franz-Josef Bode in einer viel harmloseren Sache (vgl. KNA 30.9.2020)?

Falls Sie sich wieder einmal in Sachen Tempelprostitution oder Frauenordination öffentlich äußern möchten, bitte ich Sie, sich zuerst gründlich zu informieren. Wenn Sie wollen, können Sie sich gerne dazu an mich wenden.

Mit freundlichem Gruß

Norbert Scholl

Gregor Tischler

Nicht alles war Missbrauch

Die Kirchenaustritte werden nicht weniger - im Gegenteil. Und es sind sicher nicht nur finanzielle Erwägungen, die dafür den Ausschlag geben. Wer austritt, hat in der Regel noch andere, tiefer reichende Gründe. Meldungen über sexuellen Missbrauch durch Priester, über kirchenamtliche Vertuschungsversuche oder auch von Finanzskandalen im Vatikan sind oft nur noch der letzte Anlass auszutreten. Viel häufiger dürfte der eigentliche Grund schlicht Gleichgültigkeit gegenüber Kirche und Glaube sein, die schon seit Jahrzehnten stetig zuzunehmen scheint - eine Art Generationenphänomen (vgl. auch: Werner Müller, Kirchliche Statistik 2019, impr. 3/2020, S. 139 ff.).

Die Generation der Eltern, die selbst noch in vorkonziliaren Zeiten religiös erzogen wurden, erinnert sich oft heute noch an furchtbare Seelenängste in ihrer Kindheit, speziell, was sexuelle Lust betraf, an strikte Gehorsamsforderungen, an gewalttätige Erziehung und anderes Unerfreuliche mehr. Oft erzogen deshalb Eltern, die solches erlebt hatten, ihre Kinder bewusst anders; kirchliche Bindung galt ihnen als nicht erstrebenswert. In zahlreichen Gesprächen mit Müttern und Vätern, die ich als langjähriger Religionslehrer am Gymnasium erlebte, bekam ich derlei immer wieder bestätigt. Dazu passt die Erfahrung,

dass die wenigen unter den Jugendlichen, die sich, insbesondere im Sozialbereich, religiös engagieren, dies oft aus eigenem Entschluss und nicht von ihren Eltern veranlasst tun. Es sind z.B. christlich motivierte NGO's, die sie faszinieren und für jugendlichen Idealismus attraktiv sein können.

Und doch gilt es auch hier, was jene vorkonziliare, kirchengebundene Erziehung betrifft, zu differenzieren. Um es kurz zu machen: Es war nicht alles Missbrauch!

Da waren auch gute Elemente dabei, an die man sich gern erinnern mag und die wir heute, was das gesellschaftliche Verhalten (z.B. in den sog. "sozialen" Medien) betrifft, vielleicht sogar vermissen.

Es lässt sich kaum bestreiten, dass eine an sich beengende Gottesvorstellung trotz allem ein gewisses Geborgenheitsgefühl schenken konnte. Jedes Kind hat ja, wie wir wissen, das große Bedürfnis nach Orientierung; auch Erwachsene haben es noch. Der Glaube, der liebe(!) Gott sehe alles, kann gerade an schlechten Tagen auch Trost geben! Nicht zu vergessen die Aussage, wir alle seien Geschöpfe, jede und jeder ein "Kind Gottes", die Welt sei kein Zufallsprodukt, das aus dem Nichts komme und einst wieder dorthin entschwinde, sondern Schöpfung, von Gott gewollt.

Auch der Glaube an eine unsterbliche Seele in uns, in jedem Menschen, ist zunächst ein Aspekt von Humanität (Inhuman wird er freilich, wenn er, wie oft geschehen, mit der Drohung ewiger Höllenqualen verknüpft wird).

Des Weiteren wäre gerade heute ein verbreitetes Nachdenken über das Wesen von Gut und Böse, verbunden mit dem Prinzip der "Gewissenserforschung", dringend zu wünschen. Freilich - man müsste den "Beichtspiegel" von damals sehr wohl korrigieren, von Grund auf aktualisieren. Vereinfacht gesagt: Alles, was dem Ziel Nächstenliebe dient, gehört zum Guten, alles, was ihm zuwiderläuft, zum Bösen.

Doch ganz so einfach ist es nicht: Bei ethisch-moralischen Entscheidungen ist stets das Prinzip der Güterabwägung zu beachten. Blauäugigkeit ist das Gegenteil von Nachdenklichkeit. Aber auch Güterabwägung ist nur möglich, wenn ich eine gewisse Vorstellung von Gut und Böse habe...

Man wirft oft mit Recht Kirche und (v.a. traditionalistischer) Theologie vor, allzu-sehr (auch in der Liturgie) die Schuldverfallenheit des Menschen zu betonen.

Aber das kann ja nicht heißen, dass es das Phänomen, dass sich wohl jeder Mensch immer wieder in Schuld verstrickt, nicht gäbe! Freilich - und das war bereits der Irrtum der Kirchenväter - nicht erotische Lust ist an sich böse und sündhaft, sondern alles, was aus Egoismus oder verweigertem Nachdenken dem Nächsten schadet.

Es gibt noch eine ganze Reihe von scheinbaren Kleinigkeiten und Nebensächlichkeiten, die zu jener vorkonziliaren, im konfessionellen Milieu verharrenden Pädagogik gehörten, uns im Nachhinein aber durchaus sympathisch erscheinen könnten. Ohne hier Vollständigkeit beanspruchen zu können, seien ein paar dieser "Kleinigkeiten" erwähnt.

Da sind zunächst die Gebete morgens und abends, vor und nach dem Essen zu nennen. Heute geraten sie schnell in den Verdacht, bloße Äußerlichkeiten, erstarrte Rituale, gewesen zu sein. Da ist gewiss etwas dran. Aber sie hatten auch andere Seiten. Sie strukturierten nicht nur den Tag, sie gaben auch Anlass zur Dankbarkeit. Jede Nahrung galt als "Gottesgabe": Man werfe nichts Essbares weg - und schon gar kein Brot, um das man im Vaterunser bittet! Welch ein Kontrast zur heutigen "Esskultur" - die übrigens auch auf Kosten unserer Umwelt, oder genauer: der Schöpfung, geht!

In fast jedem katholischen Elternhaus von damals gab es auch einen kleinen Weihwasserkessel neben der Tür. Verließ man die Wohnung, tauchte man den Finger ins Weihwasser und machte das Kreuzzeichen. Oft sagte man dabei: "In Gottes Namen!" Eine Äußerlichkeit? Gewiss, aber vielleicht auch ein Zeichen von Behutsamkeit - und Verlangen nach Behütung.

Wahrscheinlich fühlten sich die meisten der katholischen Kinder von damals auch in den Kirchengebäuden, und nicht nur in den prachtvollen, recht wohl, auch wenn Messe und Predigt für sie oft langweilig waren. Aber die feierliche Orgelmusik, die Formen des Ritus, das konnte schon Eindruck auf die Kinderseele machen. Und wie gerne mochte man Kirchenlieder schmettern, auch wann die Texte eher

seltsam erscheinen konnten. Aber es kam ja vor allem auf Melodie und Gemeinschaftsgefühl an! Und dann die Feste des Kirchenjahres: Welches Kind hätten z.B. die Prozessionen am Palmsonntag oder an Fronleichnam nicht beeindruckt?

Selbst die heute so sehr und größtenteils mit Recht in die Kritik geratene Internats-erziehung von damals hatte bei manchen Kindern auch positive Auswirkungen. Nicht selten kam es zu einem besonderen Gemeinschaftsgefühl unter Gleichaltrigen; gemeinsam erlebte man Schönes, woran sich noch heute viele ehemalige Internatschüler gerne erinnern. Viele Freundschaften konnten entstehen, die ein Leben lang hielten oder noch halten. - Freilich darf man dabei nicht vergessen, dass in Internaten auch unter Schülern nicht alles so toll war - Stichpunkte: Hänkeln, Raufen, Recht des Stärkeren. Bis heute gilt das natürlich auch im ganz gewöhnlichen Schulalltag; aber es ist ein Unterschied, ob man ein paar Stunden in der Schule oder 24 Stunden am Tag im Internat verbringt...

Katholisch in der Straßenbahn

Kommen wir noch einmal zur ethisch-moralischen Seite jener traditionell-religiösen Erziehung. Auch da gab es manch Wertvolles, das wir heute eher vermissen. Zu einer "gut katholischen" - oder einfach: christlichen - Erziehung gehörte auch das Gebot, Ehrfurcht und Respekt gegenüber alten und kränklichen Menschen zu zeigen.

Saß ich als kleiner Junge etwa in der Straßenbahn, so hatte ich selbstverständlich aufzustehen, wenn eine ältere Person keinen Sitzplatz fand. Oder die Besuche im Waisenhaus: Fast alle meine Spielsachen wurden dort abgeliefert, wenn sie meinem Alter nicht mehr entsprachen: Die Kleinen dort waren ja viel ärmer dran als ich!

Und da ich schon bei meinen Kindheitserinnerungen bin, sei noch ein weiterer Umstand genannt, etwas, was uns Kindern als Selbstverständlichkeit erschien. Unsere Familie war alles andere als reich; wir wohnten in einem eher ärmlichen Stadtteil von Regensburg, dem sog. "Kasernenviertel", in einer kleinen, balkonlosen Wohnung. Zum Einzugsbereich der Volksschule, in die wir Kinder gingen, gehörte auch ein Barackenlager für Flüchtlinge (wie man damals selbstverständlich sagte).

Manche der Klassenkameraden meines älteren Bruders, aber auch noch etliche von meinen, kamen von dort, dem "Pulverturm", wie man sagte. Nun bekamen wir von meiner Mutter täglich zwei Pausenbrote mit, meist Schwarzbrot mit Margarine. Das zweite bekam immer ein Mitschüler vom "Pulverturm". Und einmal im Jahr, zu Ostern, ging mein Vater mit mir zur Baracke, in der die Familie meines Klassenkameraden hauste, und schenkte ihr 10 Mark, obwohl er selbst kaum mehr als 300 verdiente.

Aber war das alles nicht bloße "Werksgerechtigkeit", um sich den Lohn im Himmel zu verdienen? Manch strenger Protestant mag das vielleicht heute noch so sehen. Oder waren diese guten Werke nicht doch auch Folgen eines tiefen Glaubens?

Fassen wir zusammen: Damals, in den ersten beiden Jahrzehnten der Nachkriegszeit, bevor das 2. Vatikanische Konzil ein "aggiornamento" versuchte, in Zeiten, in denen noch so etwas wie ein konfessionelles Milieu existierte, gab es bei allem Kritikwürdigen in der religiösen Erziehung doch auch so manches Gute, woran wir uns heute nicht mehr so recht erinnern können oder wollen. Warum eigentlich? Warum dominieren heute meist die schlimmen Erinnerungen unsere Haltung zur Kirche?

Eine mögliche Antwort: Weil es davon eine lange Liste gibt. Darauf stehen, wie gesagt, ganz oben jene erlebten Sünden- und Höllenängste (Sie gibt es wohl noch heute in Sekten und bibelfundamentalistischen Freikirchen). Ich selbst erinnere mich noch allzu gut an meine kindliche Angst, weil ein einziger "unkeuscher" Gedanke laut Vorbereitung zur ersten "heiligen" Beichte schon als Todsünde galt und ungebeichtet ewige Höllenstrafen nach sich zog... Verständlich, dass die Plausibilität katholischer (Sexual-)Moral - man denke auch an das bis heute offiziell gültige Verbot künstlicher Empfängnisverhütung - in einer weitgehend aufgeklärten Gesellschaft gegen Null tendiert.

Ähnliches gäbe es auch über die immer noch zu hörende Forderung nach "kindlichem Gehorsam" in Glaubensdingen und so manches andere zu sagen. Kein Wunder, dass bei kritischen Diskussionen häufig nur noch die dunklen Kapitel der Kirchengeschichte vorgebracht werden - und

das Gute, das Humanum, christliche Kunst und Kultur - kurzum: all das, was eben auch mit 2000 Jahren Geschichte des Christentums so eng verbunden ist, kaum Erwähnung findet.

Könnte es aber sein, dass jene Elterngeneration, die ihre Kinder nicht mehr im Sinne kirchlicher Vorgaben erziehen wollte, dennoch viele Werte weitergab, Wertvorstellungen, die eng mit christlich verstandener Humanität verknüpft sind? Dies würde auch den oben erwähnten Umstand erklären helfen, dass sich immerhin einige jugendliche Menschen, obwohl kirchenfern erzogen, dennoch sozial engagieren (und manchmal sogar mit großer Kreativität Gottesdienste mitgestalten).

Und ja, ich habe immer noch ein schlechtes Gewissen dabei, wenn ich nicht mehr genießbare Nahrungsmittel auf den Komposthaufen werfen muss. Aber vielleicht kommt ja ein Mitgeschöpf, eine Elster oder auch nur eine Maus, um sich daran göttlich zu tun. Gesegnete Mahlzeit!

Werner Müller

Papsttod

Realistisch betrachtet, muss in überschaubarer Zukunft mit dem Ableben sowohl des emeritierten Papstes Benedikt XVI. als auch des derzeitigen Amtsinhabers Franziskus gerechnet werden.

Ersterer hat im April dieses Jahres seinen 93. Geburtstag begangen, sein drei Jahre älterer Bruder Georg ist im Juli im Alter von 96 Jahren verstorben (vgl. Tod des Bruders, in: *Imprimatur* 3/2020, S. 136 ff.). Der derzeitige Papst wird im Dezember seinen 84. Geburtstag feiern; er sagte schon vor einiger Zeit - allerdings am Ende einer offenbar anstrengenden Südkorea-Reise -, dass er „in zwei oder drei Jahren in das Haus des Herrn zurückkehren“ werde; diese Frist ist eigentlich schon verstrichen.

Man kann davon ausgehen, dass in allen bedeutenderen Redaktionen der ganzen Welt Nachrufe für beide Päpste bereits in den Schubladen liegen; bei *imprimatur* ist das allerdings nicht der Fall, über die Gründe darf gerätselt werden!

Als Ende des derzeitigen Pontifikats ist, außer dem Tod des Amtsinhabers, auch ein Rücktritt denkbar. Papst Franziskus hat nicht ausgeschlossen, dass er, wie sein unmittelbarer Vorgänger, zurücktreten werde, wenn seine nachlassenden Kräfte die Ausübung seines in der Tat sehr fordernden Amtes nicht mehr möglich machen. Es gibt konservative, rechtskatholische Kreise, die mit dem baldigen Ende seines Pontifikats – wie auch immer – rechnen. Bereits im Frühjahr 2019 hat Theo Mechtenberg im Zusammenhang mit „innerkirchlichen Putschversuchen gegen Papst Franziskus“ festgestellt: „Wie es scheint, hat der Kampf um die Nachfolge von Papst Franziskus bereits begonnen“ (vgl. *imprimatur* 2/2020, S. 78).

Wenn die Betroffenen selber, ihre innerkirchlichen Gegner, die Medien und wohl jeder realistisch-vernünftig Denkende mit dem Papsttod rechnen – auch wenn niemand weder Tag noch Stunde kennen kann (vgl. Mt 25,13) –, ist es wohl nicht indezent, den Tod der beiden hochbetagten Päpste zu thematisieren, zumal in der gegenwärtigen Corona-Pandemie, wo das Thema Tod und Vergänglichkeit verstärkt im öffentlichen Bewusstsein präsent ist.

In dieser Lage scheinen die Arbeiten eines – noch recht jungen! – Historikers und Medienwissenschaftlers, der sich mit den Päpsten der letzten 150 Jahre als Medienphänomen, und besonders mit dem Papsttod als Medienereignis beschäftigt hat, von besonderem Interesse. **René Schlott** hat seine an der Universität Gießen angefertigte **Dissertation „Papsttod und Weltöffentlichkeit seit 1878. Die Medialisierung eines Rituals“** (Paderborn u.a.: Schöningh) 2013 veröffentlicht, sowie schon zuvor und danach kleinere Arbeiten zu demselben Komplex: Der Papst als Medienstar (2008), ‚Bühne für den Papstwechsel‘. Die Papsttode und die Verwandlung des Petersplatzes“ (2013), „Gipfeltreffen am Grab: Die Politisierung des Papsttodes in der Moderne“ (2018) u.ä. Der spezifisch historisch-medienwissenschaftliche Blick auf das Papstamt, auf die verschiedenen

Amtsträger und besonders deren Tod fördert Erkenntnisse zu Tage, die auch in theologischer Hinsicht von Bedeutung zu sein scheinen. Einige davon sollen hier vorgestellt werden – ohne Anspruch auf Vollständigkeit und ohne sie medienwissenschaftlich fachgerecht würdigen und/oder kritisieren zu können. Sie sind zunächst einmal nur – im Wortsinne – ‚interessant‘!

Letzte Worte

Um mit einem kleinen, aber vielsagenden Detail zu beginnen: Als Papst Franziskus davon sprach, dass er bald „in das Haus des Vaters zurückkehren“ werde, hat er, bewusst oder unbewusst, eines der vier überlieferten „Letzten Worte“ von Johannes Paul II. zitiert. Dessen auf Polnisch gesprochener Satz „Lasst mich zum Haus des Vaters gehen“ wurde nachträglich sogar mit Datum und Uhrzeit in der päpstlichen Aktensammlung protokolliert (AAS 97 (2005), 461: am Todestag, 2. April, 15:30 Uhr; als Todeszeitpunkt wurde 21:37 Uhr festgehalten) und zu einer stehenden Wendung. Erzbischof Leonardo Sandri verwendete sie, als er der Menge auf dem Petersplatz den Tod des Papstes mitteilte, ebenso wie Kardinal Josef Ratzinger in seiner Predigt beim Requiem.

Hier zeigt sich, dass der Tod eines Papstes, so sehr er ein ganz individuelles, höchstpersönliches Ereignis ist, zugleich in einer „Tradition“ steht, d.h. alten festen Ritualen und vorgeprägten Mustern unterliegt. Der Rom-Korrespondent der *Frankfurter Zeitung*, der Vorläuferin der heutigen *FAZ*, formulierte es 1878 beim Tod Pius' IX so: „... der Mann auf dem Stuhl Petri, der ‚Knecht der Knechte Gottes‘ ist in dieser Hinsicht in der That sklavischen Vorschriften unterworfen“.

Als Letztes Wort Pius' XII. wird kolportiert: „Betet, betet, dass die bedauerliche Situation für die Kirche enden möge“ (zit. Schlott 129). Er meinte damit offenbar sowohl das Ende seines sich über mehrere Tage hinziehenden Todeskampfes als auch das Ende des Machtvakuumms an der Kirchengipfel.

Damit kommt ein wesentlicher Aspekt des Papsttodes und der damit verbundenen Rituale in den Blick: er ist immer ein privates und zugleich öffentliches Ereignis. Die-

ses wird seit Beginn des Massenmedienzeitalters, seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die jeweiligen Medien (Zeitung, Radio, Fernsehen) vermittelt - und zugleich beeinflusst. Dabei unterliegen die Jahrhunderte alten Papsttod-Rituale Modifikationen, die Schlott ab dem Tod Pius' IX. 1878 im Einzelnen untersucht. Es ergeben sich dabei interessante Befunde, nicht nur über die Rituale und Zeremonien selbst, sondern auch über die Vorstellungen von Papst und Kirche, von Sterben und Tod, sowie über gesellschaftlich, konfessionell, national und historisch unterschiedliche Deutungen dieser Ereignisse und Vorstellungen.

Übergangsriten

Beim Sterben und nach dem Tod eines Papstes finden zahlreiche Rituale statt, die im Wesentlichen noch immer dem Zeremonienbuch von Pierre Ameil folgen, das Ende des 14. Jh. am päpstlichen Hof in Avignon entstand; Einzelheiten gehen sogar bis ins 11. Jh. zurück. Gegenwärtig regelt die Apostolische Konstitution *Universi Domini Gregis* von 1996 und das darauf basierende Zeremonienbuch von 2000 die Rituale. Sie folgen im Kern dem alten Muster: Aufbahrung – Überführung – Beisetzung – Exequien; ‚vorgelagert‘ sind – unter dem Motiv, dass der Papst in seinem gottergebenen Sterben den anderen Christen ein Vorbild sein soll - : Beichte – letzte Kommunion („Viaticum“) – Krankensalbung. Für all dies ist das Kardinalskollegium als ganzes, besonders aber der Camerlengo und der Päpstliche Zeremonienmeister, verantwortlich.

Was ist der Sinn, oder besser: die Funktion dieser Rituale? Schlott legt seiner medienhistorischen Untersuchung die Ritualtheorie des deutsch-französischen Ethnologen Arnold van Gennep (1873 – 1957) zugrunde. Dieser untersucht in seinem Hauptwerk *Les rites de passage/ Übergangsriten* (1909, dt. 1986 u. 2005), wie Gesellschaften Umbruchssituationen rituell bewältigen. Der Tod eines Mitglieds einer Gemeinschaft oder Gesellschaft stellt immer eine Zäsur dar, erst recht eines führenden. „Eine solche gesellschaftliche Zäsur ist auch der Tod eines Papstes. Plötzlich fehlt der Kirche und den Gläubigen ihr geistiges Oberhaupt. Das entstandene Vakuum wird durch einen genauen

Ritualablauf überbrückt, gefüllt und ausgestaltet, der zum einem die Kontinuität der Institution Papsttum sichert und zum anderen die innere Ordnung der Kirche, beispielsweise ihre strenge Hierarchisierung, bekräftigt“ (19). Dabei können drei Phasen unterschieden werden: Trennungsriten (Leichnam waschen, reinigen, salben, aus dem Haus schaffen...) – Umwandlungsriten (Ersetzung des Toten durch einen anderen) – Wiederangliederungsriten (Einsetzen in die ‚Leerstelle‘). Van Gennep fasst den ganzen Vorgang in das Bild einer Kette, „die zerbrochen ist, weil eines ihrer Kettenglieder verlorengegangen ist... und nun wieder zusammengefügt werden muss“ (zit.19). Dieses Schema passt ziemlich genau auf die *Rites de passage* beim und nach dem Ableben eines Papstes: Tod und Beerdigung – Konklave – Papsteinsetzung, wobei sich Schlott auf die erste Phase Papsttod konzentriert.

Medialisierte Rituale

Gegenstand seiner Untersuchung sind jedoch weniger die Riten selbst, sondern ihre Umformung durch die jeweiligen Medien, ihre „Medialisierung“, wie der Untertitel lautet. Dahinter steht die medienwissenschaftliche Erkenntnis, dass Medien selbst Rituale produzieren, nämlich die traditionellen Rituale öffnen, zum Teil ersetzen und neue Rituale, mit eigener Logik und Symbolik, entwerfen, die mit den genuinen eine Symbiose eingehen. „Ritualen wie Medien kommt ein gemeinschaftsstiftendes Potential zu, das sich in einem rituellen Medienereignis, wie dem Papsttod, zu einer besonderen Intensität, zu einer Weltöffentlichkeit, auswächst“ (26).

Für alle Einzelheiten dieses komplexen Zusammenspiels dem Vatikan als Verantwortlichem der genuinen Rituale und der internationalen Medienwelt bietet die Untersuchung eindrucksvolle Beispiele. Etwa wenn 2005 beim Tod Johannes Pauls II. nicht nur von den tatsächlich durchgeführten Riten und Zeremonien, sondern immer wieder, also ritualisiert, von dem schon 1903 eingestellten Rekognitionsritus zur Todesfeststellung mit dem silbernen Hammer „berichtet“ wird. „Die deutsche Bild-Zeitung erfand gleich einen ganz neuen Ritus: dass der camerlengo „nach alter Sitte“ eine Kerze an den Mund des toten Papstes halten würde, um sein Ableben

festzustellen“. Laut englischem Guardian wurde das - nicht vorhandene - Hämmerchen zur Zerstörung des päpstlichen Siegels benutzt (vgl. 219 f.). – Man darf gespannt sein, ob Kerze und Hämmerchen beim nächsten Papsttod wieder medial zum Einsatz kommen.

Jenseits solcher eher skurrilen Details formen die Medien den Papsttod auch grundlegend um (heute könnte man auch von *framing* sprechen). Etwa wenn sie die Ereignisse beim Tod von Johannes Paul II. als singulär inszenieren, obwohl sie ganz in der Tradition der vorangegangenen Papsttode standen. Angefangen von der feierlichen Überführungsprozession vom Papstpalast in den Petersdom über den - wie schon bei Johannes XXIII. und seinen beiden Nachfolgern - überfüllten Petersplatz, die ebenso live übertragen wurde wie die von Pius XII. im Oktober 1958, bis zur Aufbahrung vor dem Hochaltar von St. Peter, die schon 1878 die Massen anzog und die damaligen Medien faszinierte, wurde bis in die rituellen Details hinein Konstanz gewahrt – was die Medien nicht hinderte, die Singularität der Ereignisse zu unterstreichen.

Tatsächlich singulär waren aber einerseits die „ungeheuren Investitionen“ (220), die von den internationalen Medien vor und um den Tod Johannes Pauls II. getätigt wurden (2500 akkreditierte Journalisten und fast 5000 Korrespondenten aus 122 Ländern), und andererseits die alle bisherigen Maßstäbe sprengende Anteilnahme von 4 Millionen Teilnehmern in Rom, von einfachen Gläubigen bis zu den Staatsgästen, und 2 Milliarden Zuschauern in der ganzen Welt. Diese exzessiven Zahlen, die auch durch *self-fulfilling-prophecy* zustande kamen – die Zeitungen „überschlugen sich geradezu in Historisierungen und Superlativierungen“ (223) - und durch verschiedene Faktoren wie Wachstum der Weltbevölkerung und der Katholikenzahl seit den 27 Jahre zurückliegenden Toden von Johannes Paul I. und Paul VI., der enormen Reisetätigkeit des verstorbenen Papstes, der hohen Teilnahme seiner polnischen Landsleute u.a. erklärt werden können, sind langfristig betrachtet wiederum nicht völlig außergewöhnlich. Bereits 1878 betrug die Wartezeit an der Bahre von Pius IX. mehrere Stunden und 1939 (Pius XI.) war schon von einem Millio-

nenpublikum die Rede. So kann Schlott mit Recht das Medienereignis Tod Johannes Pauls II. unter der Überschrift „Im Zeichen der Kontinuität“ abhandeln.

Kontinuität und Singularität

Diese Kontinuität gilt auch, was die Wirkungen auf die Gesellschaft angeht. Das „eher flüchtige Medienereignis vom April 2005“ (229) konnte weder die steigenden Kirchenaustrittszahlen noch die sinkenden Gottesdienstbesucherzahlen noch den Rückgang des gesellschaftlichen Einflusses der katholischen Kirche aufhalten.

Darüber hinaus ergibt die Betrachtung von zehn Papsttoden als Medienereignisse in 130 Jahren eine Bestätigung der von vielen Religionssoziologen vertretenen These, dass wir es in der Moderne weder mit einer Säkularisierung noch einer Wiederkehr der Religion zu tun haben, sondern mit einem Formwandel der Religion. „Die Betrachtung der Medialisierung eines Rituals zeigte, dass zwischen den Schlagworten von der Säkularisierung und der Renaissance des Religiösen ... ein ‚und‘ stehen sollte“ (229).

Auf den unmittelbaren Untersuchungsgegenstand Papsttod bezogen, bleibt die Frage, wie wohl der Vatikan als ‚Verwalter‘ des alten Papsttodrituals mit der historischen Singularität des Todes eines emeritierten Papstes, der eigentlich emeritierter Bischof von Rom ist, rituell umgehen wird.

Rudolf Walter

Theologie als intellektuelle Herausforderung und Herzensangelegenheit

Johannes B. Brantschen zum 85. Geburtstag

In gewissen Klöstern feiern sie nur Namenstag, so auch im „Albertinum“ in Fri-

bourg. Dass einer der prominentesten Insassen dieser Theologenhochburg, Dominikaner seit 1956, der Ökumeniker und langjährige Professor für Fundamental- dogmatik, Johannes Baptist Brantschen OP, am 8. November 85 geworden ist, daran will dieser Text erinnern: Über seine wissenschaftliche theologische Karriere, vor allem über die produktive Zeit seines Zweitstudiums der evangelischen Theologie in Heidelberg und Tübingen, hat jüngst Odilo Noti kenntnisreich berichtet und eine Tiefenanalyse seines ökumenisch-theologischen Ansatzes geliefert (in: A. Berlis u.a., Hg., *Aufbruch und Widerspruch. Schweizer Theologinnen und Theologen im 20. und 21. Jht.*, TVZ, 2019). Die Entwicklung und Singularität seines Denkens im bewussten Blick auf Geschichte und Gegenwart der Theologie hat Nikolaus Klein SJ dargestellt (in: *Imprimatur* 48, 2015, H.3). Und wie seine Denkbewegung sich durch die Frage nach dem Leid herausgefordert sieht, allen vorschnellen Trost verwirft und dennoch an der Hoffnung festhält, hat Elisabeth Seidler (ebda.) aus Anlass des 80. Geburtstags luzid nachgezeichnet. Was mir im Folgenden bleibt: eine Geschichte aus der heutigen Theologie zu erzählen und den Blick zu lenken auf einen ungewöhnlichen Denker und glaubwürdigen Theologen, der bodenständigen Glauben und kritischen Blick auf kirchliche Wirklichkeit verbindet, der die Menschen mag und der für einen Gott brennt, der es gut meint mit den Menschen.

Auf die Welt kam er in Randa im Wallis, hinten im Mattertal gelegen, wo sein Vater auf bald 3000 Meter Höhe die Domhütte bewirtschaftete. Während sein Cousin, der Jesuit und Zenmeister Niklaus Brantschen, der zwei Jahre später im gleichen Haus wie er geboren wurde, von besonderen meteorologischen Himmelskonstellationen zur Stunde seiner Geburt erzählt, ist von ähnlichen Zeichen bei Johannes Brantschen – dessen Stern später am Theologenhimmel aufgehen und weit über „die alemannische Nationalkirche Helvetiens“ hinaus ausstrahlen sollte – nichts an die Öffentlichkeit gedrungen. Und doch: Johannes Brantschen dürfte „einer der meistgelesenen und einflussreichsten theologischen Autoren der Schweiz“ sein (Noti, S. 324) Dass seine Dissertation über Ernst Fuchs (1974), in der Tagespresse rezen-

siert, bald nach Erscheinen ausverkauft war, sein erstes spirituelles Buch „Gott ist größer als unser Herz“ (1980) schnell in sechs Sprachen übersetzt wurde und sein nächstes theologisches Werk („Warum lässt der gute Gott uns leiden?“ 1985 bei Herder) sich über 40.000 mal verkaufte: ein Phänomen!

Seine Herkunft bescherte ihm eine doppelte Mitgift. Einerseits eine elementare Frömmigkeit: Berge führen den Blick „nach oben“. Aber hier wuchs auch eine problematische Religiosität mit einem engen Gottesbild, dessen Strenge vielen Christen Angst und Schuldgefühle einflößte. Theologisch war es die vorkonziliare Zeit neuscholastischer Systematik. Wie Brantschen in einer Skizze seines theologischen Werdegangs, im Vorwort einer Sammlung von Texten („Gott ist anders. Theologische Versuche und Besinnungen“, Luzern 2005) schreibt, hat er diese neuscholastische Theologie als „perfektes Ausbauen von Sackgassen“ erlebt. Was ihn vor dem Absturz in den Atheismus rettete, so bekennt er, war, neben der Exegese, die negative Theologie. Dabei stehen blieb er aber nicht. Sein denkerischer Weg wird von ihm selber auf eine kurze Formel gebracht: „den kerygmatischen Satz „Gott ist Liebe“ (1 Joh 4,8 und 16) theologisch zu buchstabieren ohne die Macht und die Gerechtigkeit aus dem semantischen Feld der Liebe auszublenden“ (ebda. S.7)

Er erzählte einmal von seiner Mutter, die all das Leid, von dem sie tagsüber erfuhr, am Abend im Gebet vor der Muttergottes „abgeben“ konnte. Sie war ihm Vorbild, aber das Leiden in der Welt und das Leiden, das es vielfältig und in jedem, auch im eigenen Leben gibt, forderte sein Gottesdenken intellektuell heraus. Da ist der Tod, das Böse, oder auch die Ohnmacht der Schuldlosen: All dies Realitäten, die den Gottesglauben provozieren und die seine Theologie umtreiben.

Aber auch vom Leiden, das die Rede vom zornigen Gott in den Seelen der Frommen verursachte, ließ er sich berühren. Für viele wurde er zum Befreier, zum Tröster. Unzählige Vorträge hat er gehalten und den Kern seiner Theologie verkündet: vom liebenden Blick Gottes, der uns zum Blühen bringt und zum aufrechten Gang ermuntert. Johannes Brantschen wurde und blieb Seelsorger und Theologe – ungetrennt

und unvermischt. Theologie als intellektuelle Herausforderung *und* Herzensangelegenheit.

Wenn er seine Texte oft als „Randglosse“ und „Fußnote“, oder als „Meditation“ und „Lesehilfe“ deklariert, ist das mehr als nur Bescheidenheitstopos. Es geht ihm ums Fragmentarische jeder Gottesrede. Bei aller akademisch-wissenschaftlichen Qualität spürt man seinen Texten, wie eine eingeschmolzene Legierung, zudem auch die Fragen und Bedürfnisse konkreter Menschen an, und immer ist seine Reflexion relevant für Kirche und Gesellschaft.

Schon die Auswahl seiner Themen zeigt sein existentiell-konkretes Interesse: Leiden, Hoffnung, Gebet, Versöhnung, Sehnsucht, Staunen, Verzeihung.

Die Vorlesungen dieses Professors waren „besonders“, so erzählen noch heute viele seiner Schüler, ein „highlight“; auch weil er geistigen Aufbruch *lebte*, von Freiheit nicht nur *redete*, sondern sie auch anderen einräumte: der feministischen Suche etwa – die seine damals durchweg männlichen Professorenkollegen irritierte. Und auch dem gesellschaftspolitischen Engagement – das viele als marxistisch vertuefelten. Beide Impulse fanden bei ihm am Lehrstuhl einen Ort, eine Möglichkeit der Einmischung. Er ließ Menschen und Positionen zu Wort kommen und stieß damit neue Horizonte auf.

Unter den gegenwärtigen Theologen ist Brantschen auch deswegen ungewöhnlich, weil er kein Vielredner ist, aber ein Sprachkünstler. Da ist nicht nur Eleganz – die Schönheit seiner Texte ist einfach, existentiell, poetisch bildhaft, von Klarheit und Empathie bestimmt. Dass hoffende Christen „wachend Träumende“ sind, solche Bilder prägen sich ein. Er findet unakademische Metaphern, die aber doch Wahrheit anzielen. Etwa wenn er Ernst Fuchs einmal als „Troubadour der Freude Gottes“ bezeichnet.

2008 hat ihn der Generalmagister des Dominikanerordens Carlos Aszpiroz Costa mit dem Titel eines „Magister in Sacra Theologia“ ausgezeichnet. Das klingt feierlich. Aber Chuzpe und Humor fehlen diesem Theologen nicht. Viele Anekdoten berichten davon, wie die: Als er, vom Studienort Heidelberg aus, nach Berlin fährt, sagt er zum Vopo mit dem MG an der DDR-Grenze, ganz der Sohn des Walliser Hüt-

tenwirts und nur scheinbar naiv: „Ich komme aus dem Tourismusland Schweiz. *Ich* würde das Gewehr unter den Mantel tun. Sie bekommen viel mehr Touristen, wenn Sie freundlich sind.“ Die erwartbare Antwort auf den charmanten Rat: „Werden sie nicht frech!“

Frei, freundlich und nie laut. Aber immer gut gezielt: Mit Grenzschützern konnte er, in leiser Tonart, so umgehen. Auch mit Glaubenswächtern und römischen Heckschützen. Als der Präfekt der Glaubenskongregation Ratzinger eine Kommission einsetzen wollte, weil kirchliche Anschwärzer sagten, Brantschen leugne in seinem neuen Buch die Hölle, ließ er dem Kardinal einen Brief übermitteln, in dem er ihm listig sagte: Er habe dieses Buch allen Schweizer Bischöfen geschickt, die ihm alle ausdrücklich dafür gedankt hätten, und einer habe ihn sogar gefragt, ob er den Text in seinen Predigten verwenden dürfe. Und was die Existenz der Hölle angehe: Schließlich habe er auch bei ihm in Tübingen gehört und gelernt, dass auch Gott nicht „gebe“ im Sinne unserer landläufigen Vorstellung von etwas Existierendem. Er hoffe freilich und glaube fest, dass es Gott gelinge, alle Seelen zu gewinnen für das ewige Heil...

Es kam nicht zu einer „Kommission“.

Wenn man Glück hat, kann man mit diesem Theologen gelegentlich auch theologische Nachtgespräche führen, über ernsthafteste Themen und bei einer guten Flasche Wein, über neueste Bücher etwa, aber auch über Persönliches: Er war –und ist – für viele Menschen Tröster. Auf die Frage: „Was tröstet denn den Tröster?“ ist seine Antwort ganz persönlich: Dass wir auf einen barmherzigen Gott vertrauen, der unser immer bruchstückhaftes Leben ganz machen wird. Er findet dann auch spontan ein ungewöhnliches Bild: „Mit Gott ist es wie mit dem Besenwagen.“ (Besenwagen: ein Fahrzeug, das bei Straßenradrennen hinter dem Fahrerfeld fährt und die Teilnehmer aufnimmt, die auf Grund von Erschöpfung, Krankheit oder einer Verletzung das Rennen aufgegeben haben.) „Gott bringt auch die Schwachen und Zurückgebliebenen ins Ziel“: Ein befreiender Glaube. Kein Glaube, der alles zu wissen vorgibt, aber alles hofft. Brantschen rät denen, die alles zu wissen glauben, Atheisten

wie christlichen Traditionalisten: „Lasst euch doch überraschen!“

Eine Frage, die daran anschließt: „Was sollen Theologen eigentlich?“. „Sie sollten Geheimnishüter sein. Und das Geheimnis nicht zerstören.“

Im Alter gibt es natürlich auch gesundheitliche Molestes. Bei einer Flasche Wein kann man ihn auch fragen, wie er selber mit immer wieder auftauchenden Schmerzen umgeht: „Was ich dann mache? Ich fluche. Oder ich bete. Vaterunser.“ Und auf einmal erhält die Rede vom wachen Träumer eine ganz persönliche Qualität. Denn Nachts, gesteht er, ist er oft hellwach. Was macht er, wenn er nicht schlafen kann? „Dann denke ich mir etwas aus. Ich gehe auf die Alm, über 3000 m, da ist es sicher, weil es da keine Lawinen gibt. Ich baue mir im Geist ein Haus. Wegen der Kälte nehme ich einen Ofen mit. Auch einen Mediziner habe ich dabei. Und einen Philosophen, keinen bestimmten. Nein, einfach einen, mit dem ich mich unterhalten kann. Wir nächtigen im Matratzenlager. Es ist ein imaginiertes Raum, der Schutz und Geborgenheit gibt. Ein Raum der Phantasie vielleicht, aber er hat eine Verbindung mit einem Raum des Geheimnisses...“

Und dann noch: Ob er zum Geburtstag Wünsche hat? Etwa für seine Kirche? „Ja. Dass Chur bald einen vernünftigen Bischof bekommt! Und: Laien und die Frauen vorwärts! Schließlich: Ein Ende mit permanenten klerikalen Maßregelungen!“ „Dass inzwischen sogar im Wallis Frauen in katholischen Gottesdiensten predigen, freut ihn offensichtlich. Das möge weiter so bleiben, und auch anderswo gelten, hoffentlich.“

Was man diesem Schweizer theologischen Troubadour der „Hoffnung für Zeit und Ewigkeit“ (so der Titel eines Buches von 1992) darüber hinaus selber wünschen kann: dass ihm die Glut noch lange wachbleibe und das Feuer (nicht nur seiner Pfeife) am Brennen halte!

Rudolf Walter, Dr. phil., Dipl. theol., war lange Jahre im Verlag Herder tätig. Die erste Publikation von Johannes Brantschen, die er betreute, war 1980 „Gott ist größer als unser Herz“ (Übersetzungen ins Niederländische, Finnische, Kroatische,

Polnische, Slowenische und Tschechische) Was ihn in der Zusammenarbeit schon damals besonders erfreute: Sie war einfach. Brantschen lieferte immer sprachlich perfekte Texte. Rudolf Walter ist heute u.a. Herausgeber des Monatsbriefs von Anselm Grün „einfach leben“ und lebt in Freiburg i.Br.

Die Redaktion schließt sich den Geburtstagswünschen für Johannes Brantschen, einem imprimatur-Abonnenten der ersten Stunde, gerne an. Ad multos annos!

Loredana Tischler-De Negri

Kein aggiornamento weit und breit¹

So gut wie jede Woche muss ich in der italienischen Tageszeitung "La Repubblica" von Vorkommnissen in der katholischen Kirche lesen, die mich immer wieder von neuem verärgern. Skandale, speziell im Umfeld der Kurie, Machtstreben, Geldgier, Widersprüche zwischen christlicher Botschaft und dem Handeln von "Würdenträgern" erschüttern das Ansehen der Kirche, eine Tendenz, gegen die sogar der gewiss gutmütige Papst recht hilflos erscheint. Kardinäle wie Bertone, Becciu oder auch G.L. Müller handeln im Widerspruch zu dem, was ich unter christlich verstehe.

¹ Einen Kerngedanken dieses Artikels, den Kontrast zwischen meinen Erfahrungen in der Jugendzeit und der heutigen Erstarrung in der Kirche, konnte ich bereits in einem kurzen Leserbrief in der Zeitschrift "Christ in der Gegenwart" (Nr. 44/2020) vorbringen. Anlass zu einem ausführlicheren Beitrag in dieser Zeitschrift war zunächst ein mich empörendes Interview mit Kardinal Müller in der Tageszeitung "La Repubblica" vom 23.10.2020. Darin kritisiert der Kardinal den Papst wegen dessen Äußerung zu gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. Ja, er wirft ihm sogar eine Missachtung des Wortes Gottes vor ("vale solo la parola di Dio"). Außerdem beschuldigt er den Papst, Kardinal Becciu ohne kanonischen Prozess "gedemütigt" zu haben ("una cosa umiliante").

Was mich jedoch am meisten stört und mich von der Kirche schon seit Jahren innerlich immer weiter entfernt, ist ihre deutliche Realitäts- und Lebensferne. Je weiter oben ihre Amtsträger stehen, so mein Eindruck, umso weiter sind sie vom Leben der (noch) Gläubigen an der Basis entfernt. Umso größer aber ist auch der Kontrast zu den Erfahrungen meiner Kindheit und Jugendzeit - die wohl auch mit Aufbruchsstimmung des Konzils und mit der Person Johannes XXIII. zusammenhängen mögen.

Ich bin Italienerin, lebte bis zu meiner Heirat in Italien und wohne nun seit mehr als vier Jahrzehnten in Deutschland. In Italien, glaube ich, gibt es freilich bis heute noch ein emotionaleres, manchmal auch herzlicheres Verhältnis zur Kirche vor Ort (weniger zur römischen Kurie). Man besuche nur einmal die Sonntagsmesse in einer kleinen, aber gut gefüllten Dorfkirche: weniger Disziplin - Kindergeschrei gehört zum Gottesdienst -, aber viel Lächeln bei der Begrüßung, viel Freundlichkeit, auch dem Fremden gegenüber.

Zurück zu meinen Erinnerungen an Kindheit und Jugendzeit. Don Lorenzo De Negri, der Bruder meines Vaters, leitete eine Pfarrgemeinde bei Vittorio Veneto, im Hinterland Venedigs. Ein Weihekollege von ihm und enger Freund war Albino Luciani (später Bischof, dann Patriarch von Venedig, 1978 Papst Johannes Paul I. [starb im selben Jahr]). Auch als Bischof war dieser gerne im Pfarrhof zu Gast, dessen Haushalt meine Großmutter führte, die nicht nur Kochkunst, sondern auch ein großes Organisationstalent zeigte. Bei unseren Familienbesuchen fand ich die dortige Atmosphäre wie auch die von Herzen kommende Ausstrahlung meines Onkels immer als etwas Besonderes. Die Umgangsformen waren unkompliziert, freundlich und immer, so könnte man sagen, lebensnah. Nie hatte ich den Eindruck von Bigotterie oder realitätsferner Ritualisierung. Mein Onkel muss wohl auch dem Geist des Konzils gegenüber aufgeschlossen gewesen sein: Einmal bemerkte ich, als ich ihn im Krankenhaus besuchte, eine italienische Ausgabe des "Holländischen Katechismus". Er muss wohl sein Interesse geweckt haben. Von welcher herzlicher Lebensnähe auch Albino Luciani - der sich im Pfarrhof in erster Linie natürlich mit seinem Weihekolle-

gen unterhielt - gewesen sein muss, legt mir eine Episode nahe, bei der ich dabei war. Als meine Großmutter, die Haushälterin, ihren 90. Geburtstag feiern konnte, wurde als Höhepunkt der Festlichkeit ein Glückwunschtelegramm des damaligen Patriarchen von Venedig verlesen.

Mag sein, dass Kindheitserinnerungen die Wirklichkeit verklären. Aber ich erinnere mich an keine Bigotterie, an keine leere Ritualisierung, durchaus aber an eine gewisse Feierlichkeit. Sie störte jedoch nicht, im Gegenteil: Es zeigte sich kein Widerspruch zwischen Religiosität und Realitätsnähe. Vielleicht auch deshalb war Don Lorenzo bei den Menschen kaum weniger beliebt als sein Freund, der spätere 33-Tage-Papst.

Natürlich ging es bei unseren Besuchen nicht um Dogmatik oder Amtsstrukturen der Kirche, Problemfelder, von denen ich damals nur wenig Ahnung hatte. Aufgeschlossenheit und Nähe zu den "einfachen" Menschen waren es, die mir auffielen und gefielen.

Seitdem ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen. Wie erlebe ich Kirche heute? Was ist vom "aggiornamento" Johannes XXIII. geblieben? Mir scheint, als wären da nicht viel mehr als Jahrzehnte des Rückschritts. Kirche wurde mir immer ferner und fremder. Dabei sind nicht einmal die Missbrauchsfälle und ihre Vertuschung oder Macht- und Geldgier der "Würdenträger" ausschlaggebend. Es ist die Lebensferne, das ausbleibende "aggiornamento", der offensichtliche Mangel, die heutigen Bedürfnisse des modernen, aufgeklärten Menschen verstehen zu wollen - wofür ich persönlich übrigens auch den überlangen Pontifikat des doch sehr konservativen Papstes Johannes Paul II. als wichtigen Grund sehe.

Und so werden die Akzeptanzprobleme der Kirche immer größer. Ökumene wird, wie z.B. die ermüdende Diskussion um eine Abendmahlsgemeinschaft zeigt, nur ganz unten, an der Basis, gelebt; in den Köpfen der Amtsträger kommt sie, mit wenigen Ausnahmen, kaum vor. Sexualmoral? Lebensferner geht es kaum. Was Zärtlichkeit bedeutet, wie lebenswichtig sie ist: Zynisch könnte man sagen, von älteren, angeblich zölibatär lebenden Männern könne man nichts anderes erwarten... Gleichrangigkeit von Mann und Frau? Schön, wenn ei-

ne neue Enzyklika sie einfordert. Aber wie steht es damit im eigenen Haus? Kein Wunder, dass immer weniger junge Männer Priester werden wollen. Andere, die es vielleicht werden wollten, dürfen nicht: Sie sind ja Frauen.

Und Francesco, der gutmütige Papst? Immerhin hat er ein paar Sturköpfe aus seinem Umfeld entfernt. Aber vom Ganzen her gesehen: Scheitert nicht auch er unter der Last eines immer mehr sektenhaften, alltagsfernen und traditionalistischen Fundamentalismus?

Im Verlauf des Gespräches mit meinem Mann, einem pensionierten Religionslehrer, machten wir ein Gedankenspiel: Wie sähe die Kirche heute aus, wenn der Freund meines Onkels nicht nach 33 Tagen im Papstamt gestorben wäre? Mein Mann meinte, man könne da nur spekulieren. Eine Äußerung des Papstes sei ihm in Erinnerung geblieben, dass nämlich Gott nicht weniger Mutter als Vater sei. Wir fragten uns, ob man diesen Satz nicht weiterdenken könnte. Was hätte Luciani daraus folgern können für das Amtsverständnis, die Frauenfrage, den Zölibat, für Sexualmoral, Ökumene und Abendmahl? Gar nicht so verwunderlich, dass manche, nicht nur Verschwörungsmithologen, der Meinung sind, der Freund meines Onkels sei gar keines natürlichen Todes gestorben.

Theo Mechtenberg

Das Selbstverständnis polnischer Seminarbewerber (Priesteramtskandidaten) 2020

Der geistliche Professor Krzysztof Paulina, der 13 Jahre als Rektor ein Priesterseminar geleitet hat, gilt als Experte für die Formung künftiger Seelsorger. Eine unlängst von ihm erstellte Studie „Priester-

berufungen AD 2020“ ist das Ergebnis einer umfassenden Befragung von Priesteramtskandidaten des Studienjahrs 2019/2020. Bis auf vier beteiligten sich sämtliche Diözesanseminare an der Umfrage. 289 Antworten liegen vor.

Prof. Paulina hatte bereits im Jahr 2000 eine ähnliche Befragung durchgeführt, so dass sich die im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte eingetretenen Veränderungen ermitteln lassen.

Aus welcher Kirche kommen die Seminarbewerber?

Polen ist in Europa das Land mit der wohl reichsten kirchlichen Tradition. Doch der Wahlspruch „Polonia semper fidelis“ gilt schon lange nicht mehr. Vorbei die Zeit, in der man nur die Glocken zu läuten brauchte, damit die Gläubigen in die Kirchen strömten. Und von dem Impuls, den Polens Kirche durch die Wahl „ihres“ Papstes erfuhr, ist heute kaum noch etwas spürbar.

Immerhin beurteilten 90% der Polen bis in die Anfänge des neuen Jahrtausends ihr Verhältnis zur Kirche positiv. Paradoxiereise zeigte sich ein deutlicher Bruch ausgerechnet im Jahr 2015, als die nationalkonservative, die christlichen Werte stark betonende Kaczyński-Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) die Regierungsverantwortung übernahm. Der Zustimmungswert für das Verhältnis zur Kirche sank auf 60%. Gegen die nun allzu große Nähe der Kirche zur politischen Gewalt und ihre dadurch bedingte Politisierung regte sich in der Bevölkerung Widerstand.

Die klerikalen Missbrauchsfälle, ihre langjährige Vertuschung und ihre Behandlung in den weltlichen Medien, speziell in den beiden Dokumentarfilmen der Brüder Sekielski, führte zu einer deutlichen Verschärfung der kirchlichen Krise. Die einst so starke Autorität der Bischöfe hat bei weiten Teilen der Gesellschaft erheblichen Schaden erlitten. 40% der Bevölkerung hat ein negatives Bild von der Kirche und hält sich von ihr fern. Bemerkenswert ist der Glaubensverlust unter der Jugend.

Positiv zu verzeichnen sind dagegen die zahlreichen Gruppen und Formen charismatischer und geistlicher Erneuerung, die rund 2,5 Millionen Gläubige umfassen.

Dies alles hat seine Konsequenzen für den Priesternachwuchs. Er ist stark rückläufig und fiel in den letzten 10 Jahren von 5500 Seminaristen auf heute nicht einmal 3000. 2019 verzeichneten die Seminare 498 Eintritte, 122 weniger als im Jahr zuvor. Nach sechs Jahren Seminausbildung dürfte erfahrungsgemäß nur die Hälfte die Weihen empfangen. Sollte dieser Trend anhalten, dann ist es nur eine Frage der Zeit, wann auch in Polen westliche Verhältnisse herrschen werden.

Soziale Herkunft

Was die soziale Herkunft der jungen Kleriker betrifft, so zeigt sich im Vergleich zur Umfrage des Jahres 2000 kaum eine Veränderung. 60% kommen aus Städten, 40% aus dörflichen Verhältnissen. In der Regel verfügen die Kandidaten über einen Abiturabschluss. Zugenommen hat gegenüber 2000 die Zahl der Spätberufenen (2000: 0,9%, 2010: 4,5%).

84% leben in intakten Familien mit zwei oder mehr Kindern. Beide Elternteile erfreuen sich gegenüber der Befragung vor zwei Jahrzehnten eines höheren Bildungsstandes und sind auch vermehrt berufstätig. Die materielle Situation ihrer Herkunftsfamilie schätzen die jungen Theologen überwiegend positiv ein. Prof. Paulina wertet diesen Befund als Anzeichen dafür, dass den Seminarbewerbern auch andere Berufsmöglichkeiten offen standen und die Zeit vorbei sei, in der „Priester werden“ einen sozialen Fortschritt bedeutete.

Religiöse Verwurzelung

Die Antworten auf die Fragen nach religiöser Verwurzelung bieten keine Überraschung. Neben dem religiösen Einfluss der Familie (20%) spielen der Ministrantendienst (85%) sowie die Zugehörigkeit zu einer charismatischen oder geistlichen Erneuerungsbewegung (68%) eine Rolle.

Unterstützt wurden die Seminarbewerber in ihrer Berufung durch Priester ihres Vertrauens (81%) sowie in der Familie mehr von den Müttern (75%) als von den Vätern (62%). Doch nicht alle Eltern waren mit der Berufswahl ihrer Söhne einverstanden. Und diese ablehnende Haltung hat sich gegenüber 2000 verstärkt. Eine Auswirkung, auch nach Meinung von Prof. Paulina, des zunehmenden Säkularisie-

rungsprozesses und eines allgemeinen Prestigeverlusts des Priesters.

Wissensstand

Offenbar unterliegen die jungen Kleriker der Versuchung ihrer Generation, das Internet für eine ausreichende Bildungsquelle zu halten. Bücher jedenfalls nehmen sie kaum zur Hand. 9% geben an, im Laufe des Jahres kein einziges Buch gelesen zu haben. Keiner der Kandidaten nahm sich die Zeit für die Lektüre von mehr als fünf Büchern. Das ist bedenklich wenig an Bildung durch das Wort für jene, die einmal das Wort Gottes zu verkünden haben.

Auch sonst ist ihr Bildungsstand bestenfalls durchschnittlich. Es gab eine breite Palette an Fragen, von den Hauptstädten einiger Länder über die Namen bedeutender Politiker bis zu einzelnen Glaubenswahrheiten. Der Vergleich zu 2000 zeigt ein um 30% schlechteres Ergebnis. Die Namen der beiden Vorgänger von Johannes Paul II. waren 46% nicht geläufig, und 54% kannten nicht einmal den Titel einer einzigen Enzyklika. Immerhin waren 93% der Befragten in der Lage, die Namen der vier Evangelisten zu nennen.

Dieses eher negative Ergebnis verweist auf Defizite des Bildungswesens einschließlich der Katechese, die – unabhängig von dieser Befragung – in den Medien häufig den Gegenstand kritischer Betrachtung bilden.

Politische Einstellung

Gefragt wurde u. a. nach der Stimmabgabe bei der Europawahl im Mai 2019. Das Ergebnis: Eine vorherrschend nationale und nationalistische Einstellung. 67% hatten für PiS gestimmt, 24 % für die in Teilen antisemitische Konföderation. Das sind Prozentzahlen weit über dem Landesdurchschnitt (PiS: 45,38%; Konföderation: 4,55%). Für die liberale, europafreundliche Koalition stimmten lediglich 7% (Landesdurchschnitt: 38,47%). 21% werteten den EU-Beitritt Polens negativ, wobei die Zustimmung in der Bevölkerung immer noch bei über 90% liegt. 23% sehen in der Aufnahme von Flüchtlingen eine nationale Bedrohung, dagegen befürchteten nur 10% ein Anwachsen nationalistischer Strömungen.

Diese Aussagen zur politischen Einstellung der Seminarbewerber sind als besonders

bedenklich zu bewerten. Sie lassen sich nur in dem Sinn deuten, dass von ihnen das bestehende System einer engen Verflechtung der Kirche mit den regierenden Nationalkonservativen nicht nur reproduziert, sondern noch verstärkt wird. Auch von den künftigen Priestern ist offenbar ein Klerikalismus der Festungsmentalität zu erwarten, und dies mit den entsprechenden Feindbildern, seien es Flüchtlinge, sei es die so genannte LGBT+-Ideologie oder ganz allgemein der westliche Liberalismus, der für jeden Verlust an nationalen und christlichen Werten in der polnischen Gesellschaft verantwortlich gemacht wird.

Hinter den 7% derer, welche die Europäische Koalition gewählt haben, verbergen sich vermutlich junge Menschen eines weltoffenen Katholizismus. Sie vor allem dürften ein Anwachsen des Nationalismus befürchten. Doch das ist, leider, nur ein äußerst geringer Prozentsatz im Vergleich zu den 91% national bzw. nationalistisch eingestellter Bewerber um das Priesteramt. Aus dem weltoffenen, christlichen Milieu entscheiden sich offenbar nur wenige für den Priesterberuf. Auf diese Weise wird wohl der ohnehin geringe Rückhalt, den weltoffene Katholiken bei Priestern und Bischöfen finden, weiter schwinden und damit die Hoffnung auf eine grundlegende Reform und Erneuerung der „polnischen“ Kirche in naher Zukunft.

Sexualität

In Polen bedurfte es massiver, äußerer Anstöße, ehe sich die kirchlich Verantwortlichen ernsthaft mit der Vielzahl an klerikalen Missbrauchsfällen befassten. In den Priesterseminaren wurden nach allem, was man weiß, die damit verbundenen Probleme nicht behandelt. So verwundert es nicht, dass von den befragten Priesteramtskandidaten den klerikalen Missbrauchsfällen nicht die Bedeutung beigemessen wurde, die sie verdienen. Zwar müsse sich in der Kirche einiges ändern, doch das Fehlverhalten einzelner sei durch die Medien aufgeputscht und kirchenfeindlich ausgeschlachtet worden. Überraschend ist dagegen, dass 39% der Seminarbewerber angaben, „häufig und regelmäßig nach Pornographie zu greifen.“ Die Befragung war zwar anonym, aber eine

derart freimütige Äußerung war dennoch nicht zu erwarten. Die Analytiker rätseln daher auch, wie sie zu bewerten sei. Eine klare Antwort geben sie nicht. Doch eines wird deutlich: Das Problem einer psychosexuellen Unreife der künftigen Priester. Zu fragen ist: Kann überhaupt die notwendige Reifung in der Abgeschlossenheit des Seminars erreicht werden? Besteht nicht die Gefahr weitgehender Verdrängung der eigenen Sexualität mit allen daraus resultierenden negativen Folgen? Kommentatoren fordern daher als Voraussetzung sexueller Reifung den Zugang zu einem ideologiefreien, wissenschaftlichen Sexualwissen. Doch wer kann das im Seminar vermitteln? Sicher nicht der Rektor, auch nicht der Spiritual, niemand, der mit dem Seminarsystem eng verbunden ist. Es muss, so fordern sie, jemand von außen sein, ein wissenschaftlich ausgewiesener Psychologe und Sexologe.

Fasst man die Ergebnisse der Befragung zusammen, dann ergibt sich die Notwendigkeit einer Reform der Seminausbildung. Entsprechende Vorschläge hat im Übrigen die für die Priesterausbildung zuständige vatikanische Kommission bei der Polnischen Bischofskonferenz angefordert, und die Befragung nebst ihrer Auswertung ist auch in diesem Kontext zu sehen.

Quelle: Macej Müller, Skąd się biorą księża (Woher die Priester kommen), Tygodnik Powszechny v. 11. 10. 2010. S. 32-35.

Theo Mechtenberg

LGBT+ - eine Bedrohung für Nation und Kirche in Polen?

Welches Gewicht in Polen der ungewöhnlich negative Umgang mit den in der Formel LGBT+ zusammengefassten Homo- und Transsexuellen besitzt, das stellen sowohl die nationalkonservative Kaczyński-Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) als auch Polens katholische Kirche unter Beweis. So bestimmte 2019 das Feindbild

der sogenannten „LGBT-Ideologie“ den Wahlkampf um die Parlamentssitze und um das Präsidentenamt. Die neueste Initiative geht von der katholischen Stiftung „Leben und Familie“ aus. Sie startete die Gesetzesinitiative „Stopp LGBT“, die darauf abzielt, die regenbogenfarbigen Märsche sowie jede Propagierung gleichgeschlechtlicher Ehen gesetzlich zu verbieten. Um diese Gesetzesinitiative in den Sejm einbringen zu können, muss sie von 100.000 Bürgerinnen und Bürgern unterzeichnet werden. Dazu erhofft man sich die Unterstützung der Kirche für eine Sammlung von Unterschriften in den Pfarreien. Anfang September gab der Generalsekretär der Bischofskonferenz, Bischof Artur Miziński, für diese Aktion grünes Licht. Doch offenbar ohne Abstimmung mit dem Vorsitzenden der Bischofskonferenz, dem Posener Erzbischof Stanisław Gądecki, der diese Sammlungen von Unterschriften für das Gebiet seiner Erzdiözese untersagte. Inzwischen haben weitere Diözesanbischöfe ähnliche Verbote erlassen, so dass der polnische Episkopat in dieser Frage auch nach außen als gespalten erscheint.

Die Polnische Bischofskonferenz meldet sich zu Wort

Welches Gewicht gleichfalls die Polnische Bischofskonferenz der Problematik von Homosexualität und Transsexualität beimisst, zeigt ihr im September 2020 veröffentlichter „Standpunkt des Polnischen Episkopats in der Frage LGBT+“. Das sehr umfangreiche, in vier Kapitel unterteilte und über hundert Punkte umfassende Papier betont einleitend den „schmerzlichen und moralischen Zwiespalt der sich mit LGBT+ identifizierenden Personen.“ Nur Jesus könne „ihrem Leben Frieden und Harmonie verleihen.“ (2) Einerseits scheue sich die Kirche nicht, in verpflichtender Wertschätzung die personale Würde eines jeden Menschen zu verkünden, auch die der mit LGBT+ verbundenen Personen. Andererseits gelte es, sich in aller Deutlichkeit „der gender-Ideologie und den Formen aktiver LGBT+-Bewegung zu widersetzen.“ (20)

Diese Differenzierung zwischen dem Respekt, auf den jeder sich mit LGBT+ identifizierende Mensch Anspruch hat, und der strikten Zurückweisung der LGBT+-Bewe-

gung ist für den gesamten Text charakteristisch. In der Praxis zeigt sich allerdings die Schwierigkeit, nach dieser Maxime zu handeln. Zahlreiche Beispiele belegen, dass mit dem LGBT+-Feindbild in Polen ein gesellschaftliches Klima geschaffen wurde, das die Diskriminierung Homosexueller in einer Weise fördert, dass von einem Respekt ihnen gegenüber im öffentlichen Leben kaum die Rede sein kann.

Kein Bezug zum Stand der Wissenschaft

Polens Bischöfe halten es offenbar nicht für erforderlich, sich mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen zur genetisch bedingten Homosexualität zu befassen. Jedenfalls nehmen sie in ihrem Papier darauf in keiner Weise Bezug. Damit verbauen sie sich im Ansatz ein wenigstens gewisses Maß an Verständnis für die LGBT+-Bewegung und ihre Postulate.

Stattdessen entfaltet das Papier in aller Breite und unter häufiger Bezugnahme auf Aussagen des kirchlichen Lehramts die Schöpfungswirklichkeit menschlicher Zweigeschlechtlichkeit und die daraus resultierenden moralischen Konsequenzen. Unter dieser Voraussetzung erscheint jede von dieser Norm abweichende sexuelle Orientierung als anormal. Die Bischöfe betonen zwar, dass es Homosexualität bereits in der Vergangenheit gegeben hat, doch während Homosexuelle früher ihre sexuelle Orientierung „unter dem Schutz der Privatsphäre als intim“ betrachtet hätten, machten sie heute ihre Präsenz nicht nur öffentlich, „sondern verlangen zudem die Erfüllung ihrer verschiedenen Forderungen.“ (5) Das klingt vorwurfsvoll und lässt jegliches Verständnis für die bis in die jüngste Vergangenheit reichenden Leiden so vieler Homosexueller vermissen. Dass Schwule, Lesben und Transsexuelle auf dem Hintergrund der Geschichte nunmehr um ihre vollen Bürgerrechte kämpfen, sollte niemanden verwundern, auch nicht Polens Bischöfe.

LGBT+ als drohende Gefahr

Die Bischöfe widmen ein ganzes Kapitel (II) den Gefahren, die ihrer Meinung nach sowohl die Kirche als auch die Demokratie durch die LGBT+-Bewegung bedrohen. Den Kern des Konflikts sehen die Bischöfe in

der unterschiedlichen Auffassung von Ehe und Familie. Für sie ist gemäß der kirchlichen Lehre die Ehe zwischen Mann und Frau die einzige verpflichtende moralische Norm. Sie ist durch die schöpfungsgemäße Zweigeschlechtlichkeit des Menschen vorgegeben und nicht verhandelbar. Eben diese Norm stellt die LGBT+-Bewegung in Frage. Sie verlangt für den „Aufbau einer wahrhaft gerechten Gesellschaft eine Ausweitung des Verständnisses von Ehe und Familie“, also die Zulassung gleichgeschlechtlicher Ehen sowie das Recht auf Adoption. (21) In diesen Forderungen sehen Polens Bischöfe einen Angriff auf die traditionelle Ehe und Familie. Und weil diese den Keim der Gesellschaft bilden, sei dies auch eine Gefährdung der Demokratie. (19)

Polens Bischöfe erwecken mit dieser Argumentation den fälschlichen Eindruck, die LGBT+-Bewegung wolle die traditionelle Ehe und Familie abschaffen. Mit ihrer Argumentation beschwören sie eine Gefahr, die es im Grunde so nicht gibt, und tragen damit zur Vergiftung des öffentlichen Lebens bei.

Einrichtung von Beratungsstellen

Polens Bischöfe halten Homosexualität grundsätzlich für heilbar. Angesichts der „Probleme, Leiden und geistigen Zerrissenheit der LGBT+-Personen“ sprechen sich Polens Bischöfe für von der Kirche unterstützte, von LGBT+-Kreisen, einschließlich der Weltgesundheitsorganisation (WHO), abgelehnte Beratungsstellen aus. Diese sollen jenen Personen helfen, „die nach einer gesunden und natürlichen geschlechtlichen Orientierung verlangen.“ Die Bischöfe berufen sich dabei auf „das Zeugnis der Personen, die sich in einem bestimmten Moment bewusst wurden, dass ihre abweichende Sexualität nicht irgendein unwiderrufliches Urteil bzw. eine unumkehrbare Kodierung ist.“ (38)

Kirchenrechtlicher und pastoraler Umgang mit katholischen Homosexuellen (III)

Trotz ihrer negativen Einstellung zur LGBT+-Gruppierung erklären Polens Bischöfe, dass eine „Identifizierung und Solidarisierung mit ihr nicht automatisch den Ausschluss aus der Gemeinschaft der

Kirche nach sich zieht.“ (39) Doch für sie gelten bestimmte Regeln, von denen im Folgenden die wichtigsten genannt werden: Homosexuelle sollen „in Reinheit leben“, sich homosexueller Akte enthalten und unverheiratet bleiben. (41) Personen, die aufrichtig ihre Sünden bekennen, darf kein Beichtvater die Lossprechung verweigern. (42) Homosexuellen Personen muss der Eintritt ins Priesterseminar oder in einen Orden untersagt werden. (55) Eine kirchliche Segnung gleichgeschlechtlicher Paare ist, in welcher Form auch immer, unerlaubt. (58) Die Homosexualität eines Partners gilt als Grund für die Nichtigkeitserklärung einer Ehe. (59) Von gleichgeschlechtlichen Paaren adoptierte Kinder dürfen getauft werden. (61)

Kritische Anmerkungen

Dieser „Standpunkt“ des polnischen Episkopats stieß nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb der Kirche auf Kritik. Zu den ersten Kritikern der „Stellungnahme“ zählt der an der Katholischen Universität Lublin (KUL) lehrende Ethiker Prof. Alfred Wierzbicki. Er wandte sich gegen die Verurteilung der Homosexualität, ohne sich mit der Situation der Betroffenen ernsthaft auseinandergesetzt zu haben. „Das Dokument – so Prof. Wierzbicki – erweckt den Eindruck, als wäre es auf dem Mond und nicht in Polen geschrieben worden.“

Die Reaktion der Universitätsleitung ließ nicht auf sich warten. Der Rektor betonte: „In den mit LGBT+ verbundenen Fragen identifiziert sich unsere Universität voll und ganz mit dem Standpunkt der Konferenz des Episkopats Polens.“ Abweichende Meinungen dürfen offenbar an der KUL nicht geäußert werden. So wurde denn gegen Prof. Wierzbicki ein Disziplinarverfahren eröffnet. Dagegen protestierten allerdings mit einem Schreiben an den Rektor 12 aktive und emeritierte Professoren, von denen einige eine weitere Zusammenarbeit mit der Universität in Frage stellten. Eine Antwort erhielten sich nicht.

Die Krakauer katholische Monatszeitschrift „Tygodnik Powszechny“ veröffentlichte zur Stellungnahme der Bischofskonferenz in einer Nummer gleich zwei Bei-

träge. Der Journalist Krzysztof Story¹ nimmt Bezug auf die von der Kirche geforderten und geförderten Beratungsstellen. Davon gibt es in Polen bereits eine ganze Reihe. Sie wollen „Personen mit homosexuellen Neigungen Hilfe leisten.“ In Wahrheit bestehe diese Hilfe in dem Versuch, Homosexuelle zu heilen, „obwohl derartige Therapien von Wissenschaftlern und Ärzten verworfen werden und in einigen Ländern (z. B. im katholischen Malta und in Deutschland) verboten sind.“

Im Text findet sich eine ausführliche Stellungnahme des Psychotherapeuten Grzegorz Iniewicz, der sich seit Jahren mit dieser Problematik befasst. Er hält jeden Versuch, die sexuelle Orientierung eines Homosexuellen zu verändern für unwissenschaftlich und unethisch. „Heilungstherapien sind schädlich und können ernste Folgen nach sich ziehen. Ich beobachte Missstimmung, Angststörungen, Schuldgefühle. [...] Nicht selten führen sie zu einer Destabilisierung, manchmal zu Selbstmordgedanken. Einige Patienten planten den Eintritt ins Priesterseminar. Sie wollen sich unter den Schutz der Institution begeben: die Kirche sollte sie kontrollieren, ihre Sexualität überwachen.“

Dass sich Homosexuelle überhaupt auf solche Therapien einlassen, erklärt Dr. Iniewicz vor allen aus dem religiösen Druck, dem sich kirchlich stark gebundene Homosexuelle ausgesetzt sehen. „Sie stehen vor der Wahl, sich entweder heilen zu lassen oder in der Hölle zu enden.“

Jacek Prusak², Jesuit und Psychotherapeut, kritisiert vor allem, dass der „Standpunkt“ der Bischöfe allein auf dem Glauben und nicht auf Wissen basiert. „Indem die Kirche die homosexuelle Identität verwirft, macht sie den Homosexuellen die Selbstidentifikation unmöglich. Sie tut dies im Namen ihrer Theologie oder theologischen Anthropologie, doch das ist ein Glaube ohne Wissen.“

Entsprechend geht es Prusak in seinem Beitrag darum, Wissen zu vermitteln. Im Lichte der Wissenschaft sei Homosexualität eine unter verschiedenen sexuellen

Orientierungen. Sie sei „kein Entwicklungsfehler, keine psychische Störung, keine Perversion.“

Auch Prusak nimmt Bezug auf die von den Bischöfen geforderten „Beratungsstellen“. Jene christlichen Psychologen, die derlei Heilungen anbieten, würden, ähnlich wie die Bischöfe, dies damit begründen, dass Homosexuelle unter ihrer angeblich „kranken Orientierung“ leiden und von ihr geheilt werden möchten. Doch – so Prusak – sie würden nur deswegen leiden, weil sie ihre Sexualität im Widerspruch zu ihrem religiös geprägten „Ich“ erfahren. „Ihre Orientierung halten sie für Sünde, sich selbst für verdorbene Menschen. Obgleich sie es versuchen, können sie sich von ihren homosexuellen Wünschen nicht befreien. [...] Ihnen bleiben zwei Wege: Entweder akzeptiere ich meine Orientierung und lebe zölibatär oder ich akzeptiere sie, ohne zölibatär zu leben. Doch der zweite Weg ist ihnen durch die Kirche versperrt.“ Prusak macht zudem darauf aufmerksam, dass bei der Auflage, zölibatär zu leben, ein von der Kirche marginalisierter Aspekt zu bedenken sei. Denn dann würden diese Personen nicht wissen, „was es heißt, anders als in einer Eltern-Kind-Beziehung zu lieben.“

Die Situation scheint für einen gläubigen Homosexuellen ausweglos. Doch Prusak belässt es nicht dabei. Er verweist als erstes darauf, dass sich eine solche Person bewusst machen soll, „ich bin nicht schlechter als heterosexuelle Personen. Gott liebt mich, damit kann ich leben.“

Zweitens suggeriert Prusak, Homosexuelle sollten stabile Beziehungen eingehen. Die empfiehlt er zwar nicht *expressis verbis*, doch folgt dies aus seiner Argumentation. Konkret möchte er nicht sagen, „was sie zu tun und was sie zu lassen haben.“ Nur das eine sage er ihnen: „Liebe! Du musst stets die Verantwortung für deine Liebe übernehmen.“ In dieser Maxime sieht Prusak eine Gemeinsamkeit mit der sakramentalen Ehe. Die sei schließlich „keine bloße Lizenz für den Sex“, sondern eine Beziehung in „Liebe und Verantwortung“. Gleiches gelte für die in stabilen Beziehungen lebenden Homosexuellen.

Als letztes spricht Prusak die von Homosexuellen erhobene Forderung nach Adoption an. Wissenschaftliche Forschungen

¹ Krzysztof Story, Jak naprawić geja (Wie einen Schwulen heilen), Tygodnik Powszechny v. 9. 10. 2010, S. 32-35.

² Jacek Prusak SJ, Wiara bez wiedzy (Glaube ohne Wissen), ebd., S. 36-38.

brächten die These zum Wanken, dass von homosexuellen Paaren erzogene Kinder automatisch homosexuell würden. Auch hätten sie nicht per definitionem irgendwelche Entwicklungshemmungen oder charakterliche Defizite. „In der Entwicklung eines Kindes zählt vor allem die Stabilität der elterlichen Verbindung und ihre gefühlsmäßige Nähe zum Kind.“ Das gelte gleichermaßen für heterosexuelle wie für homosexuelle Paare.

Ein Wandel der kirchlichen Lehrmeinung unmöglich?

Polens Bischöfe verweisen zur Begründung ihrer Auffassung auf Homosexualität verurteilende biblische Stellen des Alten (Lev 18,22, 20,13) und des Neuen Testaments (Röm 1,26f; 1 Kor 6,9; 1 Tim 1, 10). Ohne sich mit neueren exegetischen Erkenntnissen auseinanderzusetzen, behaupten sie, dass sich die Kirche in Fragen der Homosexualität „auf das Wort Gottes, die lebendige Apostolische Tradition und das Naturrecht stützt.“ Ihre Lehre habe daher „einen universalen Charakter, ist unveränderlich in Zeit und Raum und unfehlbar.“ (50) Diese feste und festgefahrene Position provoziert geradezu Widerspruch. Ein Blick in die Kirchengeschichte zeigt, dass moralische, angeblich auf dem göttlichen Gebot und dem Naturrecht basierende Lehrmeinungen korrigiert wurden. Ein markantes Beispiel ist die Sklaverei. In der 1886 erlassenen Instruktion der Glaubenskongregation heißt es vier Jahre vor dem Ersten Vatikanum und der Verkündigung des Dogmas päpstlicher Unfehlbarkeit: „Die Sklaverei steht als solche in ihrer wesentlichen Natur nicht grundsätzlich im Widerspruch zum natürlichen und göttlichen Recht.“ Ausdrücklich vermerkt sie, dass „Verkauf, Kauf, Tausch und Schenkung eines Sklaven keinen Gegensatz zum natürlichen und göttlichen Recht bilden.“ Zur Begründung dieser Doktrin beruft man sich auf eine lange Tradition, auf Jesus selbst (Lk 7, 1, 7-10), auf Paulus (1 Tim 5, 1-7), die Kirchenväter, Thomas von Aquin und das III. Laterankonzil (1089). Es sollte bis 1992 dauern, ehe ein Papst in der Person von Johannes Paul II. während seiner Pilgerfahrt in Senegal das Leiden der Sklaven beklagte und die Sklaverei als „Sünde des Menschen gegen den Menschen

und gegen Gott“ verurteilte. Seine Aussage bekräftigte er wenig später in seiner Enzyklika „Veritas splendor“: „Akte der Sklaverei sind immer in sich selbst schlecht, und dies sowohl hinsichtlich ihres Gegenstandes als auch unabhängig von der jeweiligen Intention der handelnden Person und der Umstände.“ (80)³

Wenn eine Korrektur der von der Kirche über Jahrhunderte gutgeheißenen Sklaverei möglich war, warum dann nicht auch eine Revision der kirchlichen Lehre zu LGBT+? Sie ist im Übrigen bereits im vollen Gange, wie die Diskussion im Rahmen des Synodalen Weges und Äußerungen einzelner deutscher Bischöfe zeigen. Selbst Papst Franziskus hat sich unlängst in einem Interview positiv zu einem Rechtsanspruch gleichgeschlechtlicher Partnerschaften geäußert. Es handelte sich zwar nicht um eine lehramtliche, sondern um eine private Aussage. Doch was ist bei einem Papst schon „privat“?

Theo Mechtenberg

Das Vergangene ist nicht vergangen

„Nichts ist verhüllt, was nicht enthüllt wird, und nichts ist verborgen, was nicht bekannt wird“ (Mt 10, 26)

Ein Priester gegen das Vertuschen

Der 1956 geborene Tadeusz Isakowicz-Zaleski, der Vater Pole, die Mutter Armenierin, ist in Polen kein Unbekannter. Bereits in jungen Jahren leistete er anti-kommunistischen Widerstand und gab als Schüler eine Untergrundzeitschrift heraus. In den 1980er Jahren wurde er von Funk-

³ Józef Majewski, *Rostania z doktryną* (Trennung von der Lehre), ebd. v. 20.09. 2020, S. 41f.

tionären des Sicherheitsapparats (UB) zweimal krankenhausreif geschlagen. Nach seinem Theologiestudium wurde Isakowicz-Zaleski 1983 zum Priester geweiht. 1988 betreute er als Seelsorger die streikenden Arbeiter in Nowa Huta. Seine besondere Sorge gilt den Schwachen in der Gesellschaft. Er ist Mitbegründer der Bruder-Albert-Stiftung und ihr gegenwärtiger Präses. Die Stiftung kümmert sich insbesondere um geistig Behinderte. Auch die Organisation zahlreicher karitativer Hilfst Transporte nach Jugoslawien, Tschetschenien, Albanien sowie in die Ukraine zählt zu seinen Tätigkeiten.

Sein Doppelname ist Teil seines Lebensprogramms, denn Isakowicz-Zaleski bekennt sich damit bewusst als Pole und als Armenier. Sein Anliegen ist es, die Polen durch Zeitschriftenbeiträge und Bücher mit Geschichte und Kultur Armeniens vertraut zu machen. Zudem ist er für die pastorale Betreuung der in Südpolen lebenden, mit Rom unierten Armenier zuständig und feiert mit ihnen die Liturgie in ihrem ostkirchlichen Ritus.

Die geheime Kooperation mit dem kommunistischen System

Im allgemeinen Bewusstsein galt Polens Kirche unter der Führung von Primas Stefan Wyszyński als Fels in der Brandung kommunistischer Flut. Ihr vor allem sei es zu verdanken, dass das kommunistische System 1989/90 zusammenbrach. Und Polens Kirche sonnte sich nach 1989 in dem Gefühl des Triumphalismus. Die Frage, ob es nicht auch eine Kooperation mit dem repressiven System gegeben habe, stellte sich zunächst gar nicht, und wenn, dann wollte man es gar nicht wissen.

Anders Isakowicz-Zaleski. Er forderte eine Untersuchung, wer als Priester der Erzdiözese Krakau, der er selbst angehört, für den UB als Informeller Mitarbeiter (IM) tätig war. Und weil die Kurie in dieser Sache sehr zögerlich war, nahm er sie in die eigene Hand. Als Opfer des staatlichen Repressionsapparats hatte er Zugang zu den im Institut Nationalen Gedächtnisses (IPN) lagernden Akten. Er bat die Kurie um Mithilfe, doch die versagte ihm die gewünschte Unterstützung. Als Isakowicz-Zaleski 2006 seine Ergebnisse auf einer Pressekonferenz vorstellen wollte, wurde

ihm dies von Kardinal Stanisław Dziwisz untersagt. Am 17. Oktober 2006 erhielt er von ihm die ausdrückliche Anweisung, sich jeglicher öffentlicher Äußerung bezüglich einer Zusammenarbeit von Priestern mit dem UB zu enthalten. Er würde, so die Begründung, das Priesterbild „entstellen“. Dass die Kirche als solche durch eine derartige Kooperation „entstellt“ wurde, ist offenbar nach Meinung des Krakauer Metropoliten sowie der Mehrheit polnischer Bischöfe und Priester weniger schlimm als die dadurch bedingte „Entstellung“ der Kirche im öffentlichen Bewusstsein.

Isakowicz-Zaleski ließ sich indes nicht beirren. 2007 erschien sein Buch „Priester und Staatssicherheit am Beispiel der Erzdiözese Krakau“. Es deckt zahlreiche Verstrickungen von Priestern im Dienst der Staatssicherheit auf, entschlüsselt die Codes der IM, dokumentiert aber auch Beispiele von Priestern, die Opfer der Repressionen wurden, und solcher, die sich trotz aller Verlockungen oder Drohungen weigerten, für den UB tätig zu werden.

Der Fall des einstigen Ministranten Janusz Szymik

Als die ersten, lawinenartig anschwellenden Fälle sexuellen Missbrauchs durch pädophile Priester in den USA bekannt wurden, sah man in Polens Kirche darin einen Beweis fortschreitender westlicher Dekadenz und glaubte offenbar, dass Derartiges im eigenen Haus nicht möglich sei. Doch bald wurde man eines Besseren belehrt. Zunächst sprach man von bedauerlichen Einzelfällen, doch diese Selbsttäuschung hielt nicht lange an. Es bedurfte eines äußeren Anstoßes und zwar durch den auf Tatsachen beruhenden Spielfilm „Klerus“ (2019) sowie der beiden Dokumentarfilme der Brüder Sekielski „Sag es nur keinem“ (2019) und „Verstecken spielen“ (2020), ehe das ganze Ausmaß bislang vertuschter Missbrauchsfälle ans Licht kam.

Die Dokumentarfilme der Brüder Sekielski motivierten den heute 48jährigen Janusz Szymik, den sexuellen Missbrauch, den er als Ministrant im Alter von 12 Jahren erstmals erfahren hatte, öffentlich zu machen. In den Jahren 1984 - 1989 sei er von Jan Wodniak, dem Pfarrer seiner Heimatgemeinde, an die 500 mal sexuell miss-

braucht worden. In seinem sehr detaillierten Bericht wird die wohl für die klerikalen Missbrauchsfälle typische Raffinesse der Verführung deutlich: 1983 habe ihn der Pfarrer in seinem Auto zur zweiten polnischen Pilgerfahrt Johannes Pauls II. mitgenommen. Der damals Elfjährige fühlte sich überaus geschmeichelt. Er habe, wie er sagt, in Pfarrer Wodniak einen „Halbgott“ gesehen. Über Monate verstärkte dieser die Bindung des Jungen an ihn, ehe er ihn nach einem Abendgottesdienst aus der Sakristei zu sich ins Pfarrhaus bat. Nach dem gemeinsamen Essen sei es dann im Angesicht des Bildes vom dornenkrönten Christus zu ersten sexuellen Übergriffen gekommen. Obwohl für ihn in diesem Moment eine Welt zusammengebrochen sei, habe er sich erst im Juni 1989 aus der Abhängigkeit seines Peinigers befreien können.

Es dauerte vier Jahre, ehe Janusz Szymik psychisch in der Lage war, den für Pfarrer Wodniak zuständigen Bischof der Diözese Bialsko-Żywiecki, Tadeusz Rakoczy, über den an ihm verübten sexuellen Missbrauch zu informieren. Und damit begann zugleich die Geschichte langjähriger Vertuschung. Denn eine Reaktion blieb aus. 2007 unternahm Szymik einen weiteren, gleichfalls folgenlosen Versuch. Daraufhin wandte er sich 2008 an Isakowicz-Zaleski, der sich des Falles annahm und in einem größeren Zusammenhang den Krakauer Metropolit und Kardinal Stanisław Dziwisz darüber in Kenntnis setzte.

Den Dreck nicht unter den Teppich kehren

In dem Interview „Es geht mir nur um die Wahrheit“ (2012) hatte Isakowicz-Zaleski u. a. zahlreiche Beispiele von Homosexualität unter Priestern der Erzdiözese Krakau sowie Fälle von Pädophilie aufgedeckt. Das Interview sorgte unter dem Krakauer Klerus sowie bei der Kurie für reichlich Unruhe. Am 28.03.2012 wurde Isakowicz-Zaleski von Kardinal Dziwisz vorgeladen und von Weihbischof Grzegorz Rys befragt. Daraufhin erstellte Isakowicz-Zaleski ein umfangreiches Dossier, versah dieses mit einem Schreiben an Kardinal Dziwisz und übergab diese Unterlagen am 24.03.2012 oder wenige Tage später persönlich dem Kardinal. Auch diese Intervention blieb

für den Fall des jahrelang sexuell missbrauchten Szymik folgenlos. Weder nahm der Kardinal mit dem Opfer Kontakt auf, noch wurde ersichtlich, dass Pfarrer Wodniak, der nachweislich weitere Jungen missbraucht hatte, zur Rechenschaft gezogen worden wäre.

Der Kardinal gerät unter Druck

Nachdem Janusz Szymik 2020 an die Öffentlichkeit getreten war und er sich in mehreren Medien zu Wort gemeldet und sich zur jahrelangen Vertuschung seines Falls durch die kirchlichen Oberen, einschließlich des Krakauer Kardinals, geäußert hatte, trat der inzwischen emeritierte Dziwisz seinerseits mit einer Stellungnahme an die Öffentlichkeit. Am 15.09.2020 erklärte er, den fraglichen Brief von Isakowicz-Zaleski nicht erhalten zu haben. Auch im Diözesanarchiv sei ein solches Schreiben nebst Anlagen nicht auffindbar. Auf eine telefonische Anfrage habe ihm der gleichfalls emeritierte Bischof Rakoczy mitgeteilt, sich an diesen Fall nicht erinnern zu können. Im Übrigen habe er sich zum Zeitpunkt der angeblichen Überreichung des Briefes auf einer Pilgerfahrt im Heiligen Land befunden. Die ganze Aktion sei offenbar von Isakowicz-Zaleski eingefädelt worden, der ihn bereits in der Vergangenheit mehrfach attackiert habe. Und was Herrn Szymik betreffe, so sei er gerne bereit, ihn zu treffen; er lade ihn herzlich zu einem Gespräch ein.

Wenngleich es ihm nach all dem, was er erlitten habe, schwer falle, die Einladung des Kardinals anzunehmen, so wolle er sich doch, so Janusz Szymik, einem Gespräch mit dem Kardinal nicht verweigern. Sein eigentlicher Wunsch sei es aber, Papst Franziskus zu treffen, damit dieser bezüglich der Hierarchen der polnischen Kirche die erforderlichen Konsequenzen ziehe.

Die Aussage des Kardinals, den Brief nicht erhalten zu haben, rief Isakowicz-Zaleski auf den Plan. Um dessen Existenz zu belegen, stellte er ihn ins Netz. Er bekräftigt, den Brief persönlich überreicht zu haben und verweist darauf, dass sein Besuch sowie der Anlass vom Sekretär des Kardinals notiert worden und damit nachprüfbar seien. Dann schreibt er: „Wenn Sie, Herr Kardinal, diesen Besuch sowie den Erhalt des Briefes samt der Unterlagen in Abrede

stellen, dann bin ich gezwungen, ihn im Ganzen zu veröffentlichen.“

Dieser Brief ist auch noch nach acht Jahren von Interesse und Relevanz. Er enthält nicht nur die Information über den von Pfarrer Wodniak an Janus Szymik verübten sexuellen Missbrauch sowie den Beleg für die von Bischof Tadeusz Rakoczy praktizierte Vertuschung. Auch andere Probleme kommen zur Sprache. So die Gewinnung homosexueller wie pädophiler Krakauer Priester als Geheime Informanten (IM). Dies gilt auch für Pfarrer Wodniak, der als IM „Janiak“ geführt wurde. Es zeige sich, dass der UB seine Kenntnis von Pädophilie und Homosexualität Krakauer Priester dazu nutzte, sie für eine geheime Mitarbeit zu erpressen. Auf Bitten des Kardinals habe er dies in seinem Buch „Priester und Staatssicherheit am Beispiel der Erzdiözese Krakau“ nicht erwähnt, was er heute bedauere.

Isakowicz-Zaleski verweist darauf, dass das Institut Nationalen Gedächtnisses (IPN) zu dieser Problematik über zahlreiche Akten verfügt. In ihnen werde u. a. beschrieben, wie Krakauer Priester untereinander ihre Homosexualität ausleben, so beispielsweise im Römischen Bad in Krakau, ihrem bevorzugten Treffpunkt.

Ein anderes, bislang nicht aufgearbeitetes Problem seien die „unerklärten Tode“ und nachweisbaren Selbstmorde, von denen es in der Diözese Tarnów eine Serie von acht Fällen gegeben habe.

Isakowicz-Zaleski vermerkt, dass er über auch andere Diözesen und Orden betreffendes Material verfüge. „Es ist so umfangreich, dass ich eine der Anwaltskanzleien bat, zu der ich Vertrauen habe, es zu katalogisieren und zu bearbeiten.“ Dieses Material werde er dem Päpstlichen Nuntius in Warschau sowie dem Vorsitzenden der Bischofskonferenz zur Verfügung stellen.

Etliche Informationen erhielt Isakowicz-Zaleski von einem Krakauer Priester, der aus Angst vor kirchlichen Repressionen anonym bleiben möchte.

An Ende stellt sich die Glaubwürdigkeitsfrage. Wem ist mehr zu glauben, Isakowicz-Zaleski oder Kardinal Dziwisz? Seit Jahren gibt es Spekulationen, der einstige Sekretär Johannes Pauls II. habe, zumal in der Endphase des Pontifikats, an den Pappst gerichtete Informationen gefiltert.

Verwiesen wird in diesem Zusammenhang auf die lange geheim gehaltenen sexuellen Verbrechen von Macial Maciel Degollado, dem Gründer der „Legion Christi“, sowie des Kardinals Theodore McCarrika.

Glaubwürdiger erscheint jedenfalls Isakowicz-Zaleski, der sich selbstlos an die Seite der Schwachen und Opfer stellt und sich von seinen geistlichen Oberen den Mund nicht stopfen lässt. Seiner Aussage ist mehr zu trauen als der von Kardinal Dziwisz, dessen Rolle als päpstlicher Sekretär unaufgeklärt ist. Er war in herausgehobener Position Teil eines Systems, dessen oberste Hierarchen die Hebel der Macht in einer Weise zu handhaben wussten, dass die Kirche nach außen im reinen Glanz erschien, während in ihrem Inneren der moralische Verfall wucherte.

Späte Information der Heimatgemeinde von Janusz Szymik

Als Roman Pindel 2014 die Nachfolge von Tadeusz Rakoczy als Bischof der Diözese Bialsko-Żywiecki antrat, bestand eine seiner ersten Amtshandlungen darin, Pfarrer Wodniak zu suspendieren. Binnen acht Stunden hatte er die Pfarrei zu verlassen, der er über 30 Jahre vorstand und wo er in dieser Zeit mehrere Kinder sexuell missbraucht hatte. Als neuer Aufenthaltsort war ihm vom Bischof ein Kloster zugewiesen worden.

Doch entsprechend der üblichen Praxis wurde die Gemeinde über die Gründe der Abberufung ihres Pfarrers nicht informiert, so dass die verschiedensten Gerüchte in Umlauf kamen. Die einen vermuteten eine gesundheitliche Beeinträchtigung, andere eine Strafversetzung wegen sexueller Vergehen.

Obwohl ihr früherer Pfarrer die strenge Auflage hatte, sich von der Gemeinde fernzuhalten, besuchte Wodniak doch heimlich ihm wohlgesonnene Gemeindeglieder, beteuerte seine Unschuld und sah sich als Opfer einer böswilligen Intrige.

Nach sechs Jahren des Schweigens hat Bischof Pindel endlich Klarheit geschaffen. Anlässlich der Visitation der Pfarrei ließ er durch den Weihbischof am 13.09.2020 nach dem Gottesdienst ein Schreiben verlesen, in dem es heißt, der ehemalige Pfarrer Jan Wodniak sei wegen sexueller Vergehen an Kindern durch die Glaubenskon-

gregation rechtskräftig verurteilt worden und halte sich an einem abgeschiedenen Ort auf.

Doch damit sei der Fall keineswegs erledigt. Das angerichtete Unheil bleibe. In erster Linie das Leiden der Opfer und ihrer Angehörigen. Es handle sich um tiefe Verletzungen, die eine Glaubenskrise heraufbeschwören und zum Verlust des Gottvertrauens führen könne. Letztendlich sei die Gemeinschaft im Ganzen betroffen. „Keine menschliche Strafe ist in der Lage, die Verletzungen der Opfer und ihrer Nächsten zu heilen, sowie derer, die verbittert sind und sich ohnmächtig fühlen. Ein wirksamer Schritt, der gegen dieses Böse unternommen werden kann, ist die Offenlegung dieses Unheils durch jene Personen, die es erfahren haben.“ Sie werden vom Bischof unter Angabe der Kontaktadresse gebeten, sich zu melden.

Janusz Szymik begrüßte die Stellungnahme des Bischofs, auch wenn sie um Jahre zu spät komme und dies noch unter dem Druck der Medien.

Theo Mechtenberg

Das polnische Verfassungsgericht erklärt die Abtreibungsgesetzgebung für verfassungswidrig

Am 23. Oktober erklärte das von PiS-treuen Richtern besetzte Verfassungsgericht die seit 1993 geltende Abtreibungsgesetzgebung für verfassungswidrig. Unter Berufung auf das verfassungsgemäße Recht auf Leben und Wahrung der menschlichen Würde soll künftig eine Schwangerschaftsunterbrechung aus Gründen ernster Schädigung der Leibesfrucht nicht mehr erlaubt sein. Damit ist der Weg für die Ver-

abschiedung eines Gesetzes frei, das einem totalen Verbot der Abtreibung gleich kommt.

Die Entscheidung des Verfassungsgerichts war erwartet worden. Schließlich gehört ein totales Abtreibungsverbot zum politischen Programm von PiS. Bereits am 23.09.2016 wurde ein entsprechendes Gesetz mit der Mehrheit der PiS-Abgeordneten verabschiedet, doch angesichts der massiven Proteste im Land wieder zurückgenommen. Nun unternehmen die Nationalkonservativen, von der Kirche unterstützt, einen neuerlichen Versuch. Und wieder gehen Zigtausende, vornehmlich Frauen, trotz der Coronapandemie auf die Straße und protestieren zumal in den Großstädten und vor der Villa von Jarosław Kaczyński gegen das Gesetzesvorhaben.

Man muss wissen, dass die Auseinandersetzung um die Abtreibungsgesetzgebung eine lange Geschichte hat. Noch kurz vor dem Ende kommunistischer Herrschaft reichten 70 katholische Abgeordnete im Sejm ein Gesetz zum Verbot der Abtreibung ein. Und schon damals gingen in der Gesellschaft die Wellen hoch. Zur Enttäuschung der Bischöfe wurde ein entsprechendes Referendum von der Mehrheit der Bevölkerung abgelehnt. Doch die Diskussion hielt an und führte 1993 zu einem Kompromiss, der nicht nur bei gesundheitlicher Bedrohung der Schwangeren, sondern auch bei einer geschädigten Leibesfrucht die Abtreibung legalisierte. Nach jüngsten Umfragen möchten 40% der Bevölkerung diesen Kompromiss beibehalten, 40 % sprechen sich für eine weitergehende Liberalisierung aus. Lediglich 5% unterstützen die Forderung nach einem totalen Abtreibungsverbot.

Ob die Kaczyński-Regierung erneut dem Druck landesweiter Proteste nachgibt, bleibt abzuwarten. Jedenfalls ist zum wiederholten Male die tiefe Spaltung der polnischen Gesellschaft sichtbar geworden.

25 Jahre Kirche von unten

Die Zeit der Schafe ist vorbei!



Karikatur © Gerhard Mester

Das im Jahr 1995 in Österreich gestartete KirchenVolksBegehren hat sich zu einer weltweit vernetzten innerkirchlichen Reformbewegung entwickelt. Das, was vor 25 Jahren in Innsbruck formuliert wurde, kann rückblickend durchaus als prophetisch bezeichnet werden. Denn es entspricht weithin dem, was die deutsche MHG-Missbrauchsstudie als Risikofaktoren sexualisierter Gewalt und ihrer Vertuschung erkannt hat und was jetzt beim Synodalen Weg in Deutschland thematisiert wird.

Die damals noch abgelehnten Forderungen nach Geschwisterlichkeit, Frauengerechtigkeit, Aufhebung des Zölibats-Zwangs, positiver Bewertung der Sexualität und nach einem Ende kirchlicher Drohbotschaften – formuliert als positive Antwort auf den Wiener Kirchenskandal und umstrittene Bischofsbestellungen in Österreich – gelten seitdem als weltweiter Reformkanon für ein visionäres Kirchenbild. Mittlerweile werden sie auch von nicht wenigen in der Kirchenleitung mitgetragen.

Gemeinsam mit vielen anderen Reformgruppen und einer erneuerungswilligen Theologie haben wir erreicht, dass das im Zweiten Vatikanischen Konzil grundlegende Bewusstsein gewachsen ist: Träger der christlichen Botschaft ist das ganze Volk Gottes (Lumen Gentium 12). Die befreiende Botschaft gilt nicht nur der Kirche,

sondern der ganzen Welt (Gaudium et spes 1f). Dies ruft auch Papst Franziskus immer wieder eindringlich in Erinnerung.

Die Zeit des blinden Gehorsams, die Zeit der Schafe ist vorbei; es wird nicht länger auf Genehmigungen von oben gewartet. Ein ungerechtes Gesetz ist kein Gesetz, es verpflichtet niemanden, sagt Augustinus. Die Zeit der Freiheit der Christinnen und Christen (Paulus) hat begonnen.

Die derzeitige Umbruchsituation erscheint in ihrem Ausmaß mit der Zeit der Reformation vergleichbar. Jüngste Bewegungen wie „Maria 2.0“ oder die „OrdensFrauen für MenschenWürde“ sind ermutigende „Zeichen der Zeit“. Es braucht eine prophetische Vision, die vom Leben der Gemeinde ausgeht, nicht von einer monarchischen Kirchenleitung. Es braucht eine Gewaltenteilung und eine Charta der Grundrechte in der Kirche (siehe Seite 4), die auch die Einzelnen schützt. *Wir sind Kirche* wird sich auch in Zukunft für eine den Menschen zugewandte weltoffene Kirche einsetzen, die in dialogischer Weise glaubwürdig die Botschaft Jesu verkündet und an der Verwirklichung des Reiches Gottes mitwirken will. Erneuern wir unsere Kirche auf dem Kurs des Zweiten Vatikanischen Konzils!

Vorstand der Plattform *Wir sind Kirche*, Österreich

Bundesteam der KirchenVolksBewegung *Wir sind Kirche*, Deutschland



Die 1995 formulierten Ziele und Forderungen des KirchenVolksBegehrens sind nach wie vor relevant. Sie wurden vertieft, weiterentwickelt und zum Teil schon umgesetzt:

1. Aufbau einer geschwisterlichen Kirche

- Gleichwertigkeit aller Gläubigen, Überwindung der Kluft zwischen Klerus und Laien. Nur so kann die Vielfalt der Begabung und Charismen wieder voll zur Wirkung kommen.
- Mitsprache und Mitentscheidung der Ortskirche bei Bischofsernennungen. Bischof soll werden, wer das Vertrauen des Volkes genießt.

Die frühe Kirche war keine Zwei-Stände-Kirche. Die junge Gemeinde spricht vom „königlichen Priestertum“ aller Glaubenden (1 Petr 2,5). Die Dogmen von der Unfehlbarkeit des Papstes und vom päpstlichen Primat wirken sich bis heute verheerend aus: Das Markenzeichen des Christentums muss wieder eine „synodale Kirche“ werden, wie auch Papst Franziskus immer wieder fordert.

Vielerorts gibt es neue Modelle, wie alle Gemeindeglieder Verantwortung in der Pastoral und Gemeindeleitung übernehmen; wie eine breite Mitwirkung aller Kirchenbürger und Kirchenbürgerinnen bei der Bischofsbestellung erfolgen kann; wie mehr Mitwirkung bei der Verwendung der Kirchensteuer und im kirchlichen Finanzwesen möglich ist. Auch beim kirchlichen Arbeitsrecht hat sich schon einiges bewegt. Die Menschenrechte müssen auch innerhalb der Kirche gelten!



2. Volle Gleichberechtigung der Frauen

- Mitsprache und Mitentscheidung in allen kirchlichen Gremien
- Öffnung des ständigen Diakonats für Frauen
- Zugang der Frauen zum Priesteramt. Die Ausschließung der Frauen von kirchlichen Ämtern ist biblisch nicht begründbar. Auf den Reichtum an Fähigkeiten

und Lebenserfahrungen von Frauen kann die Kirche nicht länger verzichten. Dies gilt auch für Leitungämter.

Ein Jahr nach „Ordinatio sacerdotalis“ war dieser Punkt beim KirchenVolksBegehren 1995 am umstrittensten. Doch das Diskussionsverbot über die Frauenweihe hat nicht gewirkt, sondern die Debatte eher beflügelt. Immer noch ist eine volle und gleichberechtigte Teilhabe an Entscheidungen in allen kirchlichen Gremien unserer Kirche nur über das Amt zu erreichen. Deshalb wird der Ruf in der Theologie wie im Kirchenvolk immer lauter, die Berufungen von Frauen zu diesen Diensten anzuerkennen und sie zu diakonalen und priesterlichen Ämtern zuzulassen. Es geht um die Verwirklichung der Gotesebenbildlichkeit aller Menschen. Auch die Me too-Bewegung hat deutlich gemacht, wie notwendig eine wirkliche Gleichberechtigung der Frauen ist, um auch die immer noch vorhandene physische und psychische Gewalt gegenüber Frauen zu beenden.

Immer mehr Menschen an der Kirchenbasis werden mündig und fragen nicht nach Genehmigungen von oben, sondern: Welche Dienste brauchen wir in den Gemeinden? Welche Frauen und Männer können sie leisten? Wir brauchen keine exklusiven Ämter mehr, keine Hierarchie als heilige Herrschaft, sondern Dienste; denn „eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts“ (Gaillet).

3. Freie Wahl zwischen zölibatärer und nicht-zölibatärer Lebensform

- Die Bindung des Priesteramtes an die ehelose Lebensform ist biblisch und dogmatisch nicht zwingend, sondern geschichtlich gewachsen und daher auch veränderbar. Das Recht der Gemeinden auf Eucharistiefeier und Leitung ist wichtiger als eine kirchenrechtliche Regelung.

Wir erleben einen dramatischen Zusammenbruch der klassischen Gemeindestrukturen, der auch durch die unterschiedlichsten pastoralen Konzepte nicht gebremst werden kann. Etwa 100.000 Priester weltweit, etwa 2.000 im deutschen Sprachraum, mussten in den vergangenen Jahrzehnten ihr Priesteramt aufgeben,

weil sie ihr Menschenrecht auf Ehe und Familie wahr genommen haben. Andere leben in heimlichen Beziehungen. Wenn das Charisma der Ehelosigkeit ein Geschenk Gottes sein soll, kann es nicht durch Paragraphen erzwungen werden. Auch die katholische Kirche hat eine mehr als tausendjährige Tradition ohne Pflichtzölibat.

Der Rückgriff auf die Lebensweise von Jesus ist nachträglich konstruiert. Der „Aufruf zum Ungehorsam“ der österreichischen Pfarrer-Initiative im Jahr 2011 und deren weltweite Vernetzung zeigen: Die Zölibats-Pflicht als Machtinstrument gegenüber den Priestern und als Alleinstellungsmerkmal der „Kleriker“ gegenüber den „Laien“ hat ein Ende gefunden. Gemeinsam mit Priestern und Ordensleuten geht es darum, das überhöhte Priesterbild abzubauen, das in so unguter Weise geistlichen Missbrauch und sexualisierte Gewalt ermöglicht hat. Es geht um eine geschwisterliche Kirche, in der die Kluft zwischen Klerus und Laien überwunden ist: Wir alle sind Kirche.

4. Positive Bewertung der Sexualität als wichtiger Teil des von Gott geschaffenen und bejahten Menschen

- Anerkennung der verantworteten Gewissensentscheidung in Fragen der Sexualmoral (z.B. Empfängnisregelung)
- Keine Gleichsetzung von Empfängnisregelung und Abtreibung
- Mehr Menschlichkeit statt pauschaler Verurteilungen (z.B. in Bezug auf vorheheliche Beziehungen oder in der Frage der Homosexualität)
- Anstelle der lähmenden Fixierung auf die Sexualmoral stärkere Betonung anderer wichtiger Themen (z.B. Friede, soziale Gerechtigkeit, Bewahrung der Schöpfung...)

Sexualität ist für viele in der Kirche immer noch ein Tabu-Thema. Beim Kirchen-VolksBegehren 1995 haben auch wir nicht geahnt, dass die sexualisierte und geistliche Gewalt so weit verbreitet ist und immer noch von Teilen der Machtstrukturen unserer Kirche gedeckt wird. Deren Ursachen und die institutionalisierte Verantwortungslosigkeit offenzulegen, bleibt eine wichtige Aufgabe.

Die christliche Botschaft der Selbst- und Nächstenliebe ist der zentrale Orientierungsrahmen. Christliche Sexualethik, in die auch neuere wissenschaftliche Erkenntnisse einfließen, gründet in der Gotesebenbildlichkeit des Menschen. Mit dem päpstlichen Schreiben „Amoris Laetitia“ (April 2016) hat Papst Franziskus einen Epochenwechsel und die dringend notwendige Fortentwicklung der katholischen Sexualethik eingeleitet. Sexualität ist die Leben spendende Kraft; es ist ein Menschenrecht, sie verantwortungsvoll zu leben. Und dies steht Menschen aller sexuellen Identitäten zu.

5. Frohbotschaft statt Drohbotschaft

- Mehr helfende und ermutigende Begleitung und Solidarität anstelle von angstmachenden und einengenden Normen
- Mehr Verständnis und Versöhnungsbereitschaft im Umgang mit Menschen in schwierigen Situationen, die einen neuen Anfang setzen möchten (z.B. wieder-verheiratete Geschiedene, verheiratete Priester ohne Amt), anstelle von unbarmherziger Härte und Strenge

Viel zu oft wurde und wird teils immer noch die Einhaltung von Vorschriften als das Kernstück kirchlichen Lebens gesehen. Was im Laufe der Geschichte als Glaubenszeugnis angesehen wurde, solle für alle Zeiten gelten.



Die zentrale frohe Botschaft des Jesus von Nazaret ist aber die vom barmherzigen Gott, wie sich in den Gleichnissen vom verlorenen Sohn, von der verlorenen Drachme oder vom verlorenen Schaf zeigt. Wer an dem „scheitert“, was unter „christlicher Lebensführung“ verstanden wird,

braucht nicht Drohung und Strafe, sondern Begleitung und Unterstützung.

Wir sind überzeugt, dass die frohe Botschaft des Mannes aus Nazaret, den wir als den Christus bekennen, auch den Menschen heute noch etwas zu sagen hat. Nur durch Geschwisterlichkeit und Liebe können die weltweiten Probleme der Menschen gelöst werden, nicht durch Drohungen und Gewaltanwendung. Wir leben „Evangelii gaudium“, die Freude, das Vergnügen am Evangelium.



Ökumene innerhalb der Christenheit

Zusätzlich zu den fünf Punkten des KirchenVolksBegehrens ist die für Deutschland besonders wichtige Ökumene ein weiterer Schwerpunkt in der Arbeit der KirchenVolksBewegung. „Damit alle eins seien“ ist ein Auftrag an alle Christinnen und Christen.

In ein paar Jahren werden die Christ*innen in vielen Ländern Europas nicht mehr die Mehrheit sein. Wenn sie dann nicht endlich mit einer Stimme sprechen, werden sie gesellschaftlich keine Rolle mehr spielen.

Wir erkennen die Trennung der Kirchen nicht mehr an. Wir leben in „versöhnter Verschiedenheit“ und halten „eucharistische Gastfreundschaft“. Die Vielfalt menschlichen Lebens spiegelt sich in unseren Gemeinschaften wider. Nur zusammen sind wir die eine Gemeinschaft, wie Jesu sie wollte.

Zukunft. Für Kirche. Für alle Menschen!

Als weltweit vernetzte, ökumenisch orientierte katholische Reformbewegung wird

Wir sind Kirche auch in den kommenden Jahren

- die Gemeinden und Glaubenden an der Kirchenbasis noch stärker darin unterstützen, selber initiativ zu werden, Verantwortung zu übernehmen und „Kirche vor Ort“ zu sein;
- das Handeln der Kirchenleitungen kritisch begleiten und gemeinsam mit anderen Reformkräften den dringend notwendigen Wandel einfordern und mitgestalten;
- im solidarischen Einsatz für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung auch die Zusammenarbeit mit anderen kirchlichen und säkularen Gruppierungen suchen.

Wir wollen „eine Kirche sein, die dient, die aufbricht, die aus ihren Kirchen herausgeht, die aus ihren Sakristeien herausgeht, um das Leben zu begleiten, die Hoffnung zu unterstützen ... um Brücken zu spannen, Mauern zu durchbrechen und Versöhnung auszusäen“ (Papst Franziskus in Fratelli Tutti 276)

»Das Beginnen wird nicht belohnt, einzig und allein das Durchhalten.«

Katharina von Siena (1347–1380)

CHARTA der GRUNDRECHTE in der KIRCHE

Diese Charta wurde von kirchlichen Reformgruppen 2018 in Bratislava beschlossen und 2019 in Warschau bekräftigt. Sie umfasst 15 konkrete Punkte:

- 1. Vorrang des Gewissens:** Jede Katholikin/jeder Katholik hat das Recht und die Verpflichtung, ein gebildetes Gewissen zu entwickeln und in Einklang damit zu handeln.
- 2. Recht auf Gleichheit:** Alle Katholik*innen müssen gleich behandelt werden. Niemand darf aufgrund von Gender, Nationalität, Rasse, Sprache, Herkunft, sexueller Orientierung, Familienstand, Alter, Besitz, politischer oder theologischer Überzeugungen diskriminiert werden.
- 3. Gemeinschaft**
- 4. Allgemeines Priestertum**
- 5. Meinungsfreiheit**
- 6. Information**
- 7. Sakramente**
- 8. Familienstand**
- 9. Ansehen**
- 10. Governance:** Alle Katholik*innen und ihre

örtlichen Gemeinschaften haben das Recht auf direkte Teilnahme an Entscheidungsprozessen, inklusive der Wahl ihrer Leitungspersonen. Auf allen organisatorischen Ebenen müssen Institutionen geschaffen werden, welche die Prinzipien der guten Leitung beachten und kontrollieren. Dazu braucht es Gewaltenteilung in Exekutive, Legislative und Judikative, begrenzte Amtszeiten, gegenseitige Kontrolle, Rechenschaftspflicht der Amtsträger*innen, Subsidiarität, Synodalität und, soweit möglich, Konsens in Entscheidungen. **11. Soziale Gerechtigkeit 12. Teilhabe:** Jede Katholikin/jeder Katholik und ihre jeweiligen Gemeinschaften haben das Recht und die Verpflichtung, ihre Erkenntnisse bezüglich der Bibel und der christlichen Tradition zu teilen und sich an der Weiterentwicklung der theologischen Forschung und religiöser Erziehung zu beteiligen. **13. Fairer Prozess 14. Kinder 15. Freiheit, die Kirche zu verlassen.**

Zur Unterstreichung dieser Rechte sollte der Vatikan endlich die Deklaration der Menschenrechte mittels eines offiziellen Dekretes übernehmen und sich für deren weltweite Umsetzung verstärkt einsetzen.

Wir rufen alle Gläubigen auf, sich für die Einführung und Unterstützung dieser fundamentalen Rechte in der Kirche auf allen Ebenen einzusetzen. Dies beginnt in unseren jeweilig eigenen Gruppen und Pfarreien und möge sich in der Hierarchie der Kirche fortsetzen. Dies wird dazu beitragen, dass die Körpersprache der Kirche als Leib Christi wieder klarer die Botschaft eines liebenden und gerechten Gottes wiedergibt.

Vollständiger Wortlaut: icrn.info/charta-der-grundrechte-in-der-kirche

Worte der Ermutigung & kritischen Begleitung

Hans Küng: Die Glut unter der Asche am Glimmen gehalten“

Von Anfang an habe ich die *KirchenVolksbewegung* in jeder Hinsicht unterstützt. In ihren Forderungen hat sie die Botschaft Jesu Christi hinter sich und sie entspricht zugleich den Erfordernissen der heutigen

demokratischen und pluralistischen Gesellschaft. In der Zeit der beiden Restaurationspäpste Wojtyla und Ratzinger bestand wenig Hoffnung, dass ihre Anliegen in der Hierarchie Gehör finden. Mit Papst Franziskus aber scheint eine Wende eingetreten zu sein, die eine Erfüllung mancher ihrer Forderungen leichter macht. In der winterlichen Kirche hat die *KirchenVolksBewegung* die Glut unter der Asche am Glimmen gehalten. Möge das Feuer der Reform nun endlich die ganze Kirche und auch den Vatikan ergreifen. Also weiterhin, liebe Freundinnen und Freunde, Mut, Kreativität und Ausdauer!

»Wenn die Kirche nicht den Mut hat, ihre eigenen Strukturen zu reformieren, wird sie niemals die moralische Kraft haben, die Strukturen der Gesellschaft zu kritisieren.
Erzbischof Dom Hélder Câmara (1909-1999, Konzilsteilnehmer)

»Die 5 Ziele von vor 25 Jahren sind heute (endlich) überall in aller Munde. Und unsere Arbeit geht weiter!“
Colm Holmes, Vorsitzender Wir sind Kirche International

»Ziel unseres gemeinsamen Weges ist es doch, die Impulse des II. Vatikanischen Konzils immer wieder im Geiste Jesu zu erinnern und aufleben zu lassen.“
Freckenhorster Kreis

»Was die Gruppe der Ordensfrauen für Menschenwürde im Juni 2020 als Frage formulierte, ist für die Bewegung Wir sind Kirche seit 25 Jahren eine Diagnose mit Ausrufezeichen.“
Sr. Katharina Ganz OSF

»Dass Ihr uns 2003 zum 1. ökumenischen Kirchentag gedrängt habt, mit Euch die ‚Ökumenische Gastfreundschaft‘ in der Gethsemane-Kirche in Berlin zu feiern, das vergessen wir Euch nie!“
Dorle Simon-Zeiske und Pfarrer Christian Zeiske

»Das Selbst-bewusstsein vieler sog. „Laien“ wurde vor allem im Hinblick auf eine Charismen-orientierte Pastoral gestärkt. Themen von damals sind heute Themen des Synodalen Weges.“
OrdensFrauen für MenschenWürde

»Anders denken, anders reden, anders handeln! Dranbleiben an dem, was verändert werden muss, beharrlich Fragen stellen – das tut diese Bewegung, die keine Genkirche ist.“
P. Dr. Andreas R. Batlogg SJ

»Ihre Ausdauer hat sich gelohnt, denn Sie haben einiges erreicht, wenn es manchmal auch nur kleine Schritte nach vorne waren.«

Dr. Wunibald Müller

»25 Jahre Wir sind Kirche eröffnen einen Blick in die Zukunft: Auf Eurem Weg eröffnen sich neue Horizonte. Einen guten Weg des Friedens!«

Jacques Gaillot, Bischof von Partenia

»Einen langen Atem der Hoffnung und eine kämpferische Gelassenheit verbinde ich mit Wir sind Kirche.«

Pierre Stutz

»Ich wünsche den Engel der Hoffnung bei Ihrer weiteren Arbeit. Die Hoffnung hat eine verwandelnde Kraft.«

P. Anselm Grün OSB

»Eines Tages werden die Patriarchen abtreten, und manche werden dankbar sein. Weil es noch Menschen gibt, die an die Zukunft glauben.«

Dr. Erwin Koller, Schweiz

»Im besten Alter hat Wir sind Kirche nun in gewisser Weise mit uns Nachwuchs bekommen. Wir, die rebellischen Töchter und Söhne sind uns des kostbaren Erbes wohl bewusst und gehen auch neue Wege. We are family!«

Lisa Kötter für Maria 2.0

»Vieles wurde erreicht, aber noch mehr steht zur Veränderung an. Es lohnt sich, denn die Botschaft Gottes und Jesus Christus sind in ihrer unerforschlichen Größe zu wichtig für die Menschheit.«

Prof. Mag. August Schmölzer, Schauspieler und Schriftsteller

»Ich kenne keine andere Bewegung innerhalb der Kirche, in der Frauen und Männer gemeinsam unterwegs sind, um gegen die Diskriminierung der Frauen in der Kirche zu arbeiten.«

Angelika Ritter-Grep, Vorsitzende Katholische Frauenbewegung Österreich

»Ich habe die Hoffnung, dass Wir sind Kirche ausdauernd bleibt, immer wieder die Stimme erhebt und immer mehr Menschen gewinnt, um unsere Mutter Kirche der Zeit entsprechend zu entwickeln.«

Dr. Erhard Busek, ehem. Vizekanzler Österreichs

Diözesanrat der Katholiken im Bistum Aachen



Jetzt endlich alle Konsequenzen ziehen!

Stellungnahme zum Gutachten zur sexualisierten Gewalt von Klerikern im Bistum Aachen

Das jüngst vorgelegte Gutachten der Münchener Kanzlei Westphal Spilker Wastl zur sexualisierten Gewalt von Klerikern im Bistum Aachen ist ein Meilenstein. Erstmals liegt nun eine Studie vor, die die systemischen Ursachen von sexuellem Missbrauch Minderjähriger und erwachsener Schutzbefohlener durch Kleriker im Bereich des Bistums Aachen im Zeitraum 1965 bis 2019 analysiert. Das Fazit ist vernichtend: Im Bistum Aachen ging Täterschutz vor Opferschutz.

Für uns kommt es jetzt ganz entscheidend darauf an, was aus dem Gutachten entsteht. Wir erwarten vom Bischof von Aachen einen Zeit- und Maßnahmenplan, der mess- und überprüfbare Ziele zur Umsetzung beinhaltet. Und zwar auf jede der Empfehlungen der Kanzlei hin. Innerhalb von zwei Monaten, also bis Mitte Januar 2021, muss die Diözese schriftlich darlegen, wie sie jede einzelne Empfehlung zu bearbeiten beabsichtigt. Wo die Bistumsverantwortlichen den Gutachtern nicht folgen wollen, sollen sie das benennen.

Dabei geht es uns nicht um Aktionismus. Im Gegenteil: Es geht um transparente, klare und überprüfbare Konzepte. Vordringlich fordern wir die Einrichtung einer Kommission im Sinne der "Gemeinsamen Erklärung des Unabhängigen Beauftragten der Bundesregierung für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs und der Deutschen Bischofskonferenz vom 22. Juni 2020". Die Beurteilung der Maßnahmen um nachhaltigen Opferschutz und Prävention darf nicht mehr in den Händen der Institution selbst liegen. Deshalb sind derzeit auch vorschnelle öffentliche Selbstbekundungen als Fürsprecher für die Betroffenen unangebracht.

Dazu gehört auch die selbstkritische Reflexion der eigenen Rolle von uns als Laienorganisationen in einem System des Nichtwissens und des Nichtwahrhabens und Nichtwahrhaben-Wollens. Aufarbeitung mit den Zielen des Betroffenen-schutzes und der Prävention ist vor diesem Hintergrund eine Haltung, die in unseren Augen von allen engagierten katholischen Christinnen und Christen praktiziert werden muss.

Nach Lektüre des Aachener Gutachtens verstehen wir einmal mehr: Kirche muss endlich die Würde der einzelnen Person, ihre Autonomie und ihre Selbstbestimmung in den Mittelpunkt ihres Handelns stellen und zum Fixpunkt ihrer inneren Verfassung machen. Die blendende Illusion einer zur unbefleckten Heiligkeit berufenen Gruppe ist bis heute wirksam. Nur wenn sie überwunden wird, sehen wir langfristig die Veränderung hin zum Besseren. Daraus resultiert auch der Abschied von der bisher schädlichen Sexualmoral. Eine Kirche in einem demokratischen Gemeinwesen muss sich von einer monarchischen Kirche abwenden und ein neues Amts- und Weiheverständnis entwickeln.

Karl-Heinz Ohlig

Islamismus, Islam, Integration

Zur heutigen Debatte

Die Terroranschläge in Frankreich, Österreich und Deutschland haben dazu geführt, die Gefahren durch den Islamismus schärfer ins Auge zu nehmen. Offensichtlich gibt es beträchtliche Defizite bei der Integration der quantitativ bedeutsamen und wachsenden muslimischen Minoritäten in Europa, wobei zwischen den einzelnen Ländern große Unterschiede festzustellen sind.

In so gut wie allen Äußerungen hierzu in den Medien wie in der Politik wird immer wieder hervorgehoben, dass der Islam vom Islamismus unterschieden werden müsse; der Islam selbst sei anders, und die Mehrheit der Muslime sei nicht gewaltbereit. Der zweite Teil der Aussage ist richtig, und es ist auch für ein Gelingen der Integration wichtig zu betonen, dass die meisten Muslime in Europa friedfertig sind. Der erste Teil der Aussage ist aber nur zum Teil richtig; der Islam hat Affinitäten zur Gewalt. Wer den Koran in allen seinen Aussagen liest, wer die muslimische Tradition und Geschichte kennt, wird die These der Friedfertigkeit nicht akzeptieren können. Es ist auch kein Zufall, dass aus den muslimischen Gemeinden viele Einzelne – auch Konvertiten – an den Kämpfen in Syrien teilgenommen haben und auch die Terroristen dort beheimatet sind. Zumindest scheint der Islam anfällig zu sein für seine Radikalisierung im Islamismus.

Bei den Überlegungen, wie eine Integration und damit verbunden eine Reduktion des Gewaltpotentials gelingen könnte, lässt sich eine Tendenz erkennen, Muslimen weithin entgegen zu kommen und ihnen große Freiräume zur Wahrung ihrer Traditionen einzuräumen. Das ist positiv gemeint. Wichtig wäre aber, auch aufzuzeigen, dass das Leben in unserer Mitte auch Anforderungen an sie stellt. So sollten allgemeine gesellschaftliche Standards von

ihnen eingefordert werden, z.B. die Gleichberechtigung der Frauen, der Verzicht von Eltern darauf, schulische Lehrprogramme durch Druck auf die Lehrer zu verhindern, z.B. die Behandlung der nahöstlichen Abläufe oder den Sexualkundeunterricht, oder die Teilnahme von Kindern, besonders Mädchen, am schulischen Sport- und Schwimmunterricht sowie an Klassenfahrten.

Vor allem aber gibt es eine große gesellschaftliche Zurückhaltung gegenüber einer Diskussion über den Islam selbst. Alles mögliche soll versucht werden, um die Integration zu befördern: Von Sprachkursen über gemeinsame Veranstaltungen bis hin zu Dialogveranstaltungen, wobei bei letzteren aber eine kritische Auseinandersetzung mit der Religion Islam vermieden werden soll. Als Beispiel für diese Zurückhaltung mag das gerade erschienene Heft 4 von Concilium dienen, das nicht die geringste kritische Reflexion der Religion Islam bietet.¹

Die Zurückhaltung zum Thema Religion wird mit dem Gebot einer Achtung vor den religiösen Gefühlen der Muslime begründet. Hierzu schrieb in Jahr 2008 Muhammad Kalisch, damals noch Muslim und Inhaber eines Lehrstuhls für islamische Religionslehre:

„Das Wort „Achtung“ klingt wunderbar, doch ist es hier völlig fehl am Platz, denn gemeint ist eigentlich das Gegenteil. Wer den Muslimen die Auseinandersetzung mit Fakten nicht zumutet, der stellt die Muslime auf die Stufe unmündiger Kleinkinder, denen man die Illusion des Weihnachtsmannes oder des Osterhasen nicht nehmen möchte. Wer wirklich vom Gedanken der Gleichheit aller Menschen ausgeht, der muss auch allen Menschen dieselben intellektuellen Leistungen zutrauen. Wirklicher Respekt vor den Muslimen wäre es, davon auszugehen, dass sie die Kraft besitzen, sich auf der Grundlage unseres modernen Wissensstandes mit ihrer Religion auseinanderzusetzen. Die „Islamophoben“ halten uns Muslime für Barbaren, die „Gutmenschen“ für „edle Wilde“.

¹ Das ganze Heft hat als Thema „Muslimisch-christlicher Dialog – Zeichen der Hoffnung“. Die Tendenz wird vor allem deutlich im Beitrag von Klaus von Stosch, Akademische Zusammenarbeit in Deutschland“, ebd. 404-410, der von ungläublicher Naivität zeugt.

Das Ergebnis unterscheidet sich letztlich nicht. Muslime sind anders als der Rest der Menschen und gehören entweder in den Streichelzoo oder in das Raubtiergehege, auf jeden Fall aber in den Zoo.“²

Nur eine kritische Beschäftigung mit der Religion Islam kann dazu führen, islamistische Verblendungen abzuwehren und eine Integration leichter zu machen. Leider bietet die traditionelle Islamwissenschaft hierzu keine Hilfe.

Robert M. Kerr

»Geh, ruf es vom Berge«

In Dankbarkeit G.-R. Puin zum Achtzigsten gewidmet

Die islamische Beanspruchung der Geschichtlichkeit ist allgemein bekannt, seine wahre Geschichte aber verbirgt sich in zahllosen Einzelteilen, die jeweils einer Einzeluntersuchung bedürfen, wie schon des Öfteren in dieser Zeitschrift berichtet wurde. Für den Islam bilden die sog. „fünf Säulen“ (*arkān al-Islām* bzw. *arkān ad-dīn* „die Säulen des Glaubens“) die eigentlichen grundlegenden Handlungen im Islam, die von den Gläubigen als verpflichtend angesehen werden und die Grundlage des muslimischen Lebens bilden (vgl. der sog. Gabriel-Hadith). Diese sind:

- 1) Die *Schahāda*, das Glaubensbekenntnis des Islams („Es gibt keinen Gott außer Gott; Mohammed ist der Gesandte Gottes“);
- 2) *Ṣalāt*, das tägliche Ritualgebet in Richtung Mekka (Standort der Ka`ba), der

² Sven Kalisch, Islamische Theologie ohne historischen Muhammad – Anmerkungen zu den Herausforderungen der historisch-kritischen Methode für das islamische Denken; in dem in einigen Wochen erscheinenden zehnten Inārah-Sammelband: Markus Groß / Robert M. Kerr (Hg.), Die Entstehung einer Weltreligion VI. Vom umayyadischen Christentum zum abbasidischen Islam, 413.414 (der ganze Aufsatz ebd. 406-457).

Qibla, das zu festgelegten Zeiten (*awqāt*) fünfmal am Tag zu verrichten ist und das zugleich die oberste Pflicht aller Muslime ist;

3) Die *Zakāt*, die für Muslime verpflichtende Abgabe eines bestimmten Anteils ihres Besitzes an Bedürftige und andere festgelegte Personengruppen;

4) Das *Ṣaum*, das Fasten zwischen Morgendämmerung und Sonnenuntergang während des Ramadan;

5) Die *Haddsch*, die islamische Pilgerfahrt nach Mekka während des Monats *Dhu l-Hiddscha*.

Etwas über die Entstehungsgeschichte des Islam wird durch die Feststellung deutlich, dass keiner dieser Riten im Grunde für ausschließlich islamisch zu halten ist, was seine Bestätigung in der Tatsache findet, dass alle diese Begriffe aus dem Aramäischen entlehnt sind (das hinwiederum die letzten vier aus dem Hebräischen entnahm). Somit wären wir ein kleines Stück bei der Entschlüsselung des islamischen Entwicklungsweges voran gekommen, nämlich die bedeutsame Rolle des aramäisch-(syrisch)sprachigen Ostchristentums, welches u.a. die Göttlichkeit Christi ablehnte, und für das eigentliche Substrat des Islam angesehen werden muss. Hiermit befinden wir uns aber im spätantiken Vorderen Orient östlich des Euphrats, also in Mesopotamien, weitab von Mekka in der unendlichen Wüste des Hedschas, wo der späteren islamischen Überlieferung zufolge der Geburtsort eines „Muhammad“ und damit des Islam sich befinden sollen. Immerhin die zweite und die fünfte der oben aufgeführten Säulen des Islam beziehen sich auf diese Stadt.

Im Koran selber aber wird ausdrücklich das Wort Mekka (*Makka*) nur einmal erwähnt, in Sure 48,24: „Und Er ist es, Der ihre Hände von euch abhielt und eure Hände von ihnen in dem Tal von Makka, nachdem Er euch den Sieg über sie gegeben hatte. Und Allah sieht alles, was ihr tut.“ Häufig wird assertiert, meistens begleitet von Behauptungen zu anderweitig unbekanntem Lautveränderungen, dass die Erwähnung *Bakka* in 3,96 sich ebenfalls auf diese Stadt bezieht: „Wahrlich, das erste Haus (*inna awwala baytin*), das für die Menschen gegründet wurde, ist das in

Bakka ein gesegnetes und eine Leitung für die Welten.“

Und gemäß den meisten Kommentatoren soll 14,37 diese Örtlichkeit näher beschreiben:

„Unser Herr, ich habe einen Teil meiner Nachkommenschaft in einem unfruchtbaren Tal nahe bei Deinem heiligen Hause (*inda baytika l-muḥarami*) angesiedelt, o unser Herr, auf daß sie das Gebet verrichten mögen. So mache ihnen die Herzen der Menschen zugeneigt und versorge sie mit Früchten, damit sie dankbar sein mögen.“

Das genaue Verhältnis von *Mekka* zu *Bakka* bleibt undeutlich, und sie miteinander zu verbinden bleibt ein Wagnis des Glaubens, besonders weil *Mekka* selber erst sehr spät und dann erst in nicht anderweitig zu belegenden islamischen Quellen bezeugt wird. Im Koran wird lediglich von einem nicht näher beschriebenen Tal gesprochen. *Bakka* hingegen beheimatet dem Koran zufolge „das erste Haus“, das aber unserer Meinung nach nicht für die, sondern von den Menschen gegründet wurde (*ilnnāsi – li* – dann hier als sog. *Lamed auctoris*). Wenn mit „das erste Haus“ der Tempel, also die vermeintliche irdische Wohnstätte Gottes gemeint wird, die dann auch das „heilige Haus“ wäre, dann wäre es denkbar, dass 14,37 sich tatsächlich hierauf bezöge, womit mit *Bakka* ein Tal gemeint sein könnte.

Die islamische Orthopraxie, da spät, bietet hierin keinerlei Unterstützung. Aus der islamischen Überlieferung selber geht hervor, dass die ursprüngliche Gebetsrichtung nicht gen Mekka, sondern nordwärts bzw. gen Syrien (*aš-šam*) war; Muhammad soll dies erst zu Medina, nachdem die dortigen Juden sich zu bekehren weigerten, verändert haben. Aber in den islamischen Quellen ist die Legendenbildung weit verbreitet und wie gewöhnlich widersprüchlich und mit vielen nachträglichen Harmonisierungsversuchen versehen. Somit verfällt Mekka als (ursprünglicher) Bezugspunkt für das islamische Gebet – beiläufig soll hier erwähnt werden, dass *Qibla* im Sinne von „Gebetsrichtung“, im Koran nur 2,142-145, wohl sinnvoller als *Kabbala* im älteren jüdischen Sinn dieses Begriffes, nämlich als „(schon) offenbarte Schriften“ gedeutet werden kann.

Was die Pilgerfahrt (nach Mekka; vgl. den hebr. Begriff *ḥag*, das im biblischen Kontext für die drei jüdischen Wallfahrtsfeste Pessach, Schawuot und Sukkot verwendet wird und wovon *Ḥagḡ* letztendlich entstammt) betrifft, so wird dies im Vers nach der Erwähnung von *Bakka*, also 3,97 erwähnt:

„... Und der Menschen Pflicht gegenüber Allah ist die Pilgerfahrt zum Hause (*hijju l-bayti*), wer da den Weg zu ihm machen kann...“

Die islamische Pilgerfahrt nach Mekka besteht aus verschiedenen Elementen: am 8. *Dhu l-Hiddscha* in Mekka nach dem Eintritt in den Weihezustand *Ihram* wird der erste *Ṭawāf* (die siebenmalige Umkreisung der Kaaba in Mekka) begangen; danach folgt der *Sa'i*, der Lauf zwischen den Hügeln *Safa* und *Marwa* (*aṣ-Ṣafā wa-l-Marwa*); hiernach wird aus dem Zamzam-Brunnen getrunken, wonach man sich auf die Ebenen des Berges 'Arafāt, um dort Wache zu halten, begibt; danach wird eine Nacht in der Ebene von *Muzdalifa* verbracht, und eine symbolische Steinigung des Teufels wird durchgeführt, indem Steine auf drei Säulen geworfen werden. Danach rasieren sich die Pilger den Kopf, führen ein Tieropferritual durch und feiern das dreitägige Opferfest *Idu l-Adḥā*. Schon Julius Wellhausen hat festgestellt, dass es sich ursprünglich um ein Ritual handelte, das nur die Stationen in der 'Arafāt-Ebene, in *Muzdalifa* und in *Mina* einschloss, mit dem mekkanischen Heiligtum der Kaaba aber nichts zu tun hatte (*Reste arabischen Heidentums*, Berlin, 1897, 79-84). Wir lassen hier dann auch die ersteren hier außer Betracht; im Koran wird die Kaaba (arab. „Parthenon“) nur zweimal erwähnt, 5,95 und 97 („Allah hat die Kaaba, das unverletzliche Haus, zu einer Gebetsstätte für die Menschen gemacht (*l-ka'bata l-bayta l-ḥarāma qiyāman lilnāsi*), ebenso den heiligen Monat und die Opfertiere und die Tiere mit dem Halsschmuck. Dies, geschah damit ihr wisset, daß Allah weiß, was in den Himmeln und was auf Erden ist, und daß Allah alle Dinge weiß“), wobei der Bezug auf einen bestimmten Ort nicht gegeben wird. Nach heutigem Verständnis des mekkanischen Teiles des Ritus kann man nur *Safa* und *Marwa* (*aṣ-Ṣafā wa-l-Marwa*) bei Mekka verorten, der Lauf zwischen

diesen zwei Hügeln wird durch 2,158 gegeben:

„Wahrlich, *aṣ-Ṣafā* und *al-Marwa* gehören zu den Kultstätten Allahs; und wer zu dem Hause pilgert oder die *Umra* vollzieht, für den ist es kein Vergehen, wenn er zwischen beiden hin- und herschreitet. Und wenn einer freiwillig Gutes tut, so ist Allah erkenntlich, allwissend.“

Wieder gibt es hier keinen direkten Bezug zu Mekka. Das bisherige Fazit kurz zusammengefasst: *Mekka* wird einmal im Koran (48,24) erwähnt, aber nicht in Bezug auf die Haddsch. Ein anderer Vers (3,96) erwähnt ein bei *Bakka* gelegenes „erstes Haus“, das möglicherweise auch in 14,37 erwähnt wird (bewohnt der einzige und alleinige Allah mehr als ein Haus?). Eine Pilgerfahrt zum „Haus“ wird 3,97 nahegelegt. Der Lauf zwischen *Safa* und *Marwa* (*aṣ-Ṣafā wa-l-Marwa*), der einen Teil der islamischen Haddsch ausmacht, wird 2,158 erlaubt. Aus diesem Flickenteppich koranischer Verse entstand irgendwann die islamische Haddsch in und um Mekka, wann lässt sich nicht eruieren.

In den semitischen Sprachen, kann das Nomen *bayt* „Haus“ auch im Sinne von Tempel einer Gottheit verstanden werden, häufig in einer Genitivverbindung („das Haus des Herrn“, *bē-hēt-Yahweh*, z.B. Psalm 134,1). In biblischer Überlieferung wird mit diesem Begriffe im kultischen Sinne eigentlich immer der Jerusalemer Tempel angedeutet, seine Verwendung für ein unbekanntes, historisch bestenfalls unbedeutendes Heiligtum weitab im Hedchas wirkt befremdend. In Bezug auf Jerusalem aber, beim Bericht in den *Jüdischen Altertümern* des Flavius Josephus über Alexander zu Jerusalem, wobei er im Tempel nach Anweisungen des Hohen Priesters dem Yahweh geopfert haben soll (hier, da unser Interesse rein geographisch bleibt, ist des Geschehens Geschichtlichkeit unbedeutend), heißt es I.viii.5:

„Als er nun vernahm, der König sei nicht mehr weit von der Stadt entfernt, schritt er mit den Priestern und dem gesamten Volke in feierlichem, bei anderen Völkern unbekanntem Aufzuge aus der Stadt bis zu einem Orte, der *Sapha* heisst. Dieser Name bedeutet auf Griechisch so viel als ‚Warte‘ (*σκοπών*); man kann näm-

lich von hier aus ganz Jerusalem nebst dem Tempel überblicken.“

Dieser Ort ist nichts anders als der Skopusberg in Jerusalem (heute Hauptniederlassung der Hebräischen Universität), einer der höchsten Plätze dieser Stadt (vgl. einer der arabischen Namen: *Ġabal al-Mašārif*). Der hebräische Name *Har haṣ-Ṣōffim* „Wächterberg“ bestätigt die Angabe des Josephus. Im nachbiblischen Hebräischen ist ein *Ṣōf* ein Pilger, der Jerusalem gesehen hat, vgl. eine weitere arabische Bezeichnung *Ġabal al-Mašhad* „Zeugenberg“ (vgl. oben zur ersten Säule). Dieser Berg in arabischer Wiedergabe ist dann kein anderer als *aṣ-Ṣafā*. In der biblischen Überlieferung (vgl. 2 Chron 3,1; der Targum zum Hohenlied 4,6 usw.) ist der Tempelberg der Berg Moria (wo nach Genesis 22,2 die Opferung Isaaks beinahe stattfand), also in arabischer Wiedergabe *Marwa*.

Anhand dieser Ausführungen haben wir bei Jerusalem das „Haus“ (Gottes – *bay(i)t*), zweifelsohne im monotheistischen Verständnis „ein gesegnetes und eine Leitung für die Welten“ (K 3,96), auf dem Tempelberg *Moria/Marwa* sowie der zweite Berg *Skopus/Har haṣ-Ṣōffim/aṣ-Ṣafā*. Übrig bleiben *Bakka* 53,96) und ein „unfruchtbares Tal“ (14,37) nahe dem Hause Gottes. Das Tal *Bakka* aber wird in der Bibel Psalm 84,7 erwähnt:

...5 Wohl denen, die in deinem *Hause* (*bētākā*) wohnen, die werden dich noch preisen! 6 Wohl den Menschen, deren Stärke in dir liegt, in deren Herzen gebahnte Wege sind. 7 Wenn solche durch das *Jammertal* (*bə-‘āmāq hab-bākkā*) gehen, machen sie es zu lauter Brunnen, und der Frühregen bedeckt es mit Segen. 8 Sie schreiten von Kraft zu Kraft, erscheinen vor Gott in Zion. 9 Herr, Gott der Heerscharen, höre mein Gebet; du Gott Jakobs, merke auf! ...

Allem Anschein nach ist in dieser Vorstellung das Jammer- bzw. Bakkatal nicht weitab von Jerusalem. Im Targum dieses Psalmverses wird Jammertal/ *‘āmāq hab-bākkā* mit „Tal von Gehenna“ wiedergegeben, auch das talmudische Verständnis, weil die zur Hölle Verdammten jammern und reichlich Tränen ihres Schicksals wegen vergießen (*Eruvin* 19a). Das Gehennatal, wo einst dem Yahweh Kinderbrandopfer gebracht wurden (Josua 15,8; 18,16;

Jeremia 19,2) war nahe bei Jerusalem. Der historische Ort der vorexilischen *Moloch*-Opfer (scheinbar der heutige *Wādī ar-Rababi*) war aber nicht derselbe wie der der spätantiken Bibelexegese, die es als das Kedrontal (hebr. *Nahal Qidron* „das finstere Tal“; der obere Lauf heisst bezeichnenderweise arab. *Wādī an-Nār* „Feuertal“) bzw. das Joschafattal, so nach Joel 4,2-3: „In jenen Tagen und zu jener Zeit, wenn ich (d.i. Gott) die Gefangenen Judas und Jerusalems zurückbringen will; da werde ich alle Nationen versammeln und sie ins Tal Josaphat hinabführen und daselbst mit ihnen rechten wegen meines Volkes und meines Erbteils Israel, weil sie es unter die Heiden zerstreut und mein Land verteilt haben; und weil sie über mein Volk das Los geworfen und den Knaben für eine Dirne hingegeben und das Mädchen um Wein verkauft und vertrunken haben.“

Dieses höllische Tal ist *per definitionem* unfruchtbar und zudem an den Tempelberg (*‘inda baytika l-muḥarami*) angrenzend, den Gegensatz zwischen ‚hoch‘ und ‚tief‘, ‚licht‘ und ‚hell‘, ‚erlöst‘ und ‚verdammte‘ plastisch verdeutlichend. Diese jüdisch-christliche exegetische Tradition wird ausnahmslos von der islamischen Überlieferung weitergeführt, das Tal heißt hier *Wādī al-Ġahannam* „Höllental“, und am Ende der Zeiten beim jüngsten Gericht wird über es, den Tempelberg und den Olivenberg verbindend, *aṣ-Ṣirūṭ* („Weg, Pfad, Straße“, hier eher „Brücke“) gespannt, die in der islamischen Eschatologie von den Verstorbenen überquert werden muss, um in das Paradies zu gelangen. Dieser Überweg soll dünn wie ein Haar sein, und unter ihr befindet sich der Abgrund zur Hölle: Wer kein Vertrauen in Gott hat, wird zögern und wanken und daraufhin von der Brücke fallen, wer aber Gott vertraut und wem die schlechten Taten vergeben werden, kann die Brücke überqueren.

Der einsichtige Vorschlag Wellhausens, die mekkanischen Teile des Haddsch-Ritus von denen, die extra muros stattfinden, zu trennen, ist somit wohl zuzustimmen – die protoislamische Pilgerfahrt ging wohl eindeutig nach Jerusalem, was eigentlich kaum überraschend ist. Hier befinden sich das *Haus* (Gottes), das unfruchtbare Tal von *Bakka*, sowie *aṣ-Ṣafā* und *al-Marwa*. Nicht nur ist ihre geographische Veror-

tung in (nach)biblischer Tradition gesichert, sie erfüllen zudem eine bedeutsame heilsökonomische Funktion, die in Mekka gänzlich abwesend ist. In späterer islamischer Überlieferung wurde fernerhin manchen umayyadischen Kalifen der Vorwurf gemacht, die Haddsch von Mekka nach Jerusalem umgeleitet zu haben – im 7. Jh. kann man jedoch noch nicht vom „Islam“ im eigentlichen Sinne sprechen – hier haben wir es wohl mit einer späteren Erinnerung an eine verfllossene Zeit, in der noch nach Jerusalem gepilgert wurde zu tun, die dann nach der vollständigen heilsgeographischen Übertragung des Ritus nach Mekka für ketzerisch gehalten wurde.

Die Wurzeln und Motive, die den Haddsch bestimmen, entstammen gänzlich der biblischen Tradition, sie wurden erst viel später in die neu entstehende islamische Interpretation umgedeutet.

Personen - Fakten - Trends

Proteste vor und in Kirchen

Die landesweite polnische Organisation „Streik der Frauen“ rief für den 25. Oktober, einem Sonntag, dazu auf, vor und, wenn möglich, auch in den Kirchen gegen ein absolutes Abtreibungsverbot zu demonstrieren. Der Grund: Die katholische Kirche, die seit langem ein solches Verbot fordert, begrüßte die jüngste Entscheidung des Verfassungsgerichts, die nun die Verabschiedung eines entsprechenden Gesetzes ermöglicht.

Dem Aufruf folgten Zigtausende Frauen. In manchen Städten kam es zu Handgreiflichkeiten zwischen den protestierenden Frauen und rechtskatholischen Kräften, so dass die Polizei zur Wahrung der öffentlichen Ordnung einschreiten musste.

Zu einem besonderen Vorfall kam es in der Posener Kathedrale. Ein gutes Dutzend protestierender Frauen hatte sich unter die Gottesdienstbesucher gemischt. Nachdem der Priester zur Predigt die Kanzel bestiegen hatte und im Altarraum die li-

turgische Handlung unterbrochen war, besetzte diese Gruppe mit ihren Plakaten den Chorraum. Ein präzedenzloser Vorgang! Die Aufforderung des Priesters, die Kirche zu verlassen, negierten die Frauen. Die Polizei wurde herbeigerufen, und die räumte den Altarraum von den teils passiven Widerstand leistenden Frauen und notierte ihre Personalien. Nach polnischem Recht dürfte diese Aktion für die beteiligten Frauen wegen Profanierung des Gotteshauses ein gerichtliches Nachspiel haben.

Streit um die Handkommunion

In Polen galt uneingeschränkt die Praxis der Mundkommunion. Und wer als aus dem Westen kommender Katholik an der Kommunionbank den Mund nicht öffnete, sondern dem Priester die Hand entgegenstreckte, der musste damit rechnen, einfach übergangen zu werden.

Am 7. August hat nun der Vorsitzende der Bischofskonferenz die Priester in einem Kommuniqué aufgefordert, wegen der Pandemie den Gläubigen die Handkommunion zu ermöglichen.

Doch dagegen regt sich Widerstand. Im ganzen Land sind Plakate mit der Aufschrift „Stoppt die Handkommunion“ zu lesen. Der Vorsitzende der **Piotr-Skarga-Gesellschaft**, einer Laienorganisation, die sich dem christlichen und nationalen Erbe verpflichtet weiß, versandte an die Priester eine Broschüre „Über die Handkommunion“. In seinem Begleitbrief heißt es: „Ich entschloss mich dazu, [...] sie zu bitten, dafür einzutreten, dass die Heilige Kommunion auf traditionelle und würdigste Weise empfangen wird. [...] Lassen wir uns nicht von all denen irremachen, die unter dem Vorwand der Wahrung leiblicher Gesundheit die Seelen wegen des unwürdigen Empfangs des Leibes Christi mit einer Todsünde belasten.“

Am 3. Oktober hat der Vorsitzende der für den Kult und die Sakramentendisziplin zuständigen Kommission der Bischofskonferenz in einem Kommuniqué klargestellt, dass die Verurteilung der Handkommunion „zur Unordnung und Spaltung in der Familie der Kirche führt.“

Adam Boniecki, der ehemalige geistliche Chefredakteur des *Tygodnik Powszechny* kommentiert den Vorgang wie folgt:

„Traurig, dass ein solches Kommuniqué in

der katholischen Kirche notwendig war, traurig, dass man im Namen Jesu eine Form des Kults verteidigt, die heute Gesundheit und Leben vieler Menschen bedroht“.

Die Reformierte Katholische Kirche

Seit 2007 gibt es in Polen eine kirchliche Neugründung, die Reformierte Katholische Kirche. Sie sieht sich in der Tradition der aufgrund der Ablehnung des päpstlichen Unfehlbarkeitsdogmas 1870 ins Leben gerufenen Altkatholischen Kirche. Sie kennt keine Zölibatsverpflichtung, eröffnet Frauen den Zugang zu den Weiheämtern und ermöglicht gleichgeschlechtlichen Paaren den Empfang des Ehesakraments.

Derzeit zählt die Reformierte Katholische Kirche 60 eingeschriebene Gemeindeglieder sowie über 100 Interessenten, die bereits an ihren Gottesdiensten teilnehmen. Pfarreien gibt es in Posen und Warschau, in weiteren Städten kleinere Gemeinschaften.

Die Weihe der Priester wurde im Ausland durch altkatholische Bischöfe vollzogen. Unlängst wählte die Vollversammlung der Gläubigen einen Bischof, dessen Weihe im Ausland jedoch aufgrund der Corona-Pandemie noch aussteht.

Die Priester wie der Bischof üben ihren pastoralen Dienst ehrenamtlich aus und verdienen ihren Lebensunterhalt in ihren angestammten Berufen. Es mangelt zudem an eigenen kirchlichen Räumen, so dass die Gottesdienste zumeist in Privatwohnungen gefeiert werden.

Die Reformierte Katholische Kirche ist keine staatlich anerkannte Glaubensgemeinschaft, weil **Justizminister und Generalstaatsanwalt Ziobro** ihr die Registrierung verweigert. Grund ist die von ihr praktizierte Trauung gleichgeschlechtlicher Paare, die als „private“ Zeremonie in Polen keine rechtlichen Folgen hat. Ganz im Sinne der Bekämpfung der sogenannten „LGBT-Ideologie“ sieht Minister Ziobro darin „eine Bedrohung der öffentlichen Ordnung und der Moral“.

Bischöfe in Frankreich: fünf neue und ein zurückgetretener Kardinal, der ein Buch schreibt

In Frankreich wurden innerhalb von drei Monaten, seit ein neuer Nuntius amtiert,

fünf Bistümer (von 94) neu besetzt. Weitere Bischofssitze sind vakant, andere werden es bald sein. Von einem „Umbruch“ kann jedoch keine Rede sein. Vier der fünf „Neuen“ waren zuvor bereits Bischof in einer anderen Diözese; nur der neue Erzbischof von Auch (Südwestfrankreich) war zuvor Weihbischof in Bordeaux.

Nach Einschätzung einer Expertin hat dieser „Verschiebebahnhof“ durchaus System: ein Fall wie der des 1995 abgesetzten Bischofs von Evreux, Jacques Gaillot, soll so schnell nicht wieder vorkommen. Unter den neu Ernannten sei weder ein konservativer Hardliner noch einer, der die Kirche revolutionieren werde; auch kein klassischer „Franziskus-Typ“ mit Sozialarbeitercharme sei darunter.

Die Bischofsernennungen zeigen einen doppelten Trend: Immer weniger Geistliche trauen sich das Bischofsamt zu in dieser herausfordernden Zeit. In Lyon, wo sich eine Frau, Anne Soupa, selbst beworben hatte (siehe Ausgabe 3/2020, S. 190 f.), sollen gleich drei Kandidaten abgelehnt haben. Nun wurde als neuer Erzbischof und damit „Primas von Gallien“ der 60-jährige bisherige Bischof von Ajaccio auf Korsika, Olivier de Germay, ernannt; er ist Nachfolger von Kardinal Philippe Barbarin (siehe unten). Der andere Trend ist ein schwindendes Interesse des Kirchenvolks daran, wer Bischof wird. Im Unterschied zu früher werden die Ernennungen schweigend hingenommen; entsprechende News in den sozialen Medien hätten schlechte Klickzahlen.

Das hat sicherlich auch damit zu tun, dass die französische katholische Kirche mehrheitlich doch recht konservativ ist, abgesehen von kleineren Reformgruppen und einigen Fraueninitiativen, die um Gleichberechtigung in der Kirche kämpfen. „Ich glaube, es herrscht eine gewisse Frustration“, sagt die Leiterin des Pariser Büros der Konrad-Adenauer-Stiftung. „Outre Rhin“, wie man hier für Deutschland sagt, ist es nicht viel anders (Siehe Introitus in dieser Ausgabe).

Kardinal Philippe Barbarin, der frühere Erzbischof von Lyon hat am 1. Oktober ein Buch vorgelegt (*En mon âme et conscience / In meiner Seele und meinem Gewissen*), in dem er die Prozesse gegen ihn wegen angeblicher Vertuschung von Missbrauchsfällen, besonders dem Fall Bernard

Preynat, aus seiner Sicht aufarbeitet. Er war im März 2019 in erster Instanz schuldig gesprochen worden, worauf er ein Rücktrittsgesuch einreichte, das von Papst Franziskus vorerst nicht angenommen wurde. Nach einem Freispruch im Januar 2020 – die Missbrauchsfälle lagen vor seinem Amtsantritt – wiederholte er das Gesuch, das überraschend vom Papst angenommen wurde; im Mai wurde er jedoch in einer Privataudienz empfangen und im Juni mit einer Messe in der Kathedrale von Lyon verabschiedet.

Das genannte Buch hat er während einer Zeit des Rückzugs in Jerusalem verfasst. Darin räumt Barbarin trotz des letztinstanzlichen Freispruchs Versäumnisse ein: er sei, aus heutiger Sicht, Gerüchten nicht genau genug nachgegangen und habe den Missbrauchstäter nicht streng genug befragt. „Ich habe es an Mut mangeln lassen“, und sich missverständlich ausgedrückt. Heute sei der Umgang mit jedem Missbrauchsfall klar geregelt.

Andererseits sieht er sich in der Öffentlichkeit Anfeindungen ausgesetzt, als „Opfer eines Medienmords“ (victime d'un assassinat médiatique), stärker als der Täter selbst, in dem er aber immer noch einen „Bruder“ sieht und zu dem er noch Kontakt hält. Er fordert ihn zu einer öffentlichen Entschuldigung auf. Die Missbrauchsoffer litten länger und schwerer als er selbst. Er beginne seine Gebete stets mit ihren Namen, sagte er in einem Interview mit *La Croix*.

Das Buch scheint insofern von besonderem Interesse, als die Opferperspektive, die in der Missbrauchsdiskussion mit Recht immer wieder angemahnt wird, ohne sie zu relativieren, um eine wichtige Facette erweitert. Missbrauch wirkt verheerend auch über die unmittelbaren Opfer hinaus.

Zwei Gutachten zu sexuellem Missbrauch in Köln und Aachen

Im Dezember 2018 hatte der Kölner Erzbischof Kardinal Rainer Maria Woelki bei der Münchner Kanzlei Westphal Spilker Wastl ein Gutachten über den Umgang mit sexuellem Missbrauch im Erzbistum in Auftrag gegeben. Dass dessen Veröffentlichung bisher nicht erfolgt ist, hat mit „Kölner Wirren“ (Daniel Deckers, FAZ 19.11.2020) zu tun, die inzwischen ganze

Zeitungsseiten füllen. Für den interessierten Laien stellen sie sich in groben Zügen folgendermaßen dar:

Da in dem Gutachten offenbar frühere Verantwortliche, u.a. der heutige Hamburger Erzbischof Stephan Heße, genannt werden – was dem ursprünglichen Ziel Woelkis einer transparenten Aufklärung entspricht - , wurden diese von ihm am 1. April 2019 in einem Schreiben sozusagen ‚vorgewarnt‘. Sie bzw. ihre zu Rate gezogenen Juristen setzten alles daran, dass keine Namen öffentlich genannt werden. Man entdeckte in dem Münchner Gutachten methodische und presserechtliche Mängel, was zu einem Sinneswandel in Köln führte. Ende Oktober kündigte das Erzbistum die Zusammenarbeit mit der Münchner Kanzlei und beauftragte eine andere, „auf Strafrecht spezialisierte Kanzlei“, bis März 2021 ein neues Gutachten zu erstellen. Der Betroffenenbeirat des Erzbistums Köln sieht sich durch das Vorgehen Woelkis „instrumentalisiert“ und spricht von „Missbrauch des Missbrauchs“; es kommt zu Rücktritten. Sogar bis ins Zentralkomitee der deutschen Katholiken wirken sich die „Kölner Wirren“ aus. Erzbischof Heße lässt bis zur Klärung aller Vorwürfe sein Amt als Geistlicher Assistent des ZdK ruhen. Nach Kontroversen im Präsidium, das mittlerweile mit Rücktrittsforderungen rechnen muss, verabschiedet die Vollversammlung einen Antrag, in dem das Erzbistum Köln wegen „intransparenter Vorgänge“ kritisiert und zur Veröffentlichung des Gutachtens der Kanzlei Westphal Spilker Wastl aufgefordert wird.

Im Bistum Aachen wurde am 12. November 2020 ein mehr als 400 Seiten umfassendes, analoges Gutachten (dieselbe Kanzlei, Zielsetzung und Methode) veröffentlicht. Damit haben sich der Aachener Bischof Helmut Dieser und sein Generalvikar Andreas Frick dem massiven Druck aus Köln nicht gebeugt. Bischof Dieser sprach von einem „Kulturwandel“ und appellierte an seinen namentlich genannten Vorgänger Altbischof Heinrich Mussinghoff und seinen Ex-Generalvikar – und auch an die „Kölner“? –, nicht den Rechtsweg zu beschreiten, sondern in sich zu gehen, ihre Verantwortung anzuerkennen und zu bereuen. „Es war zu wenig, um die Opfer zu schützen“. Als Zeichen der

Reue gründete er einen freiwilligen Solidaritätsfonds für die Opfer.

Reform der Reform im Bistum Trier

Nach den ‚roten Linien‘, die der Vatikan den Pfarreien-Reformplänen des Bistums Trier gezogen hat (wir berichteten darüber in imprimatur 3/2020, S. 131 ff.), stellten Bischof Stephan Ackermann und Generalvikar Ulrich Graf von Plettenberg am 20. November 2020 eine neue, abgeschwächte Version vor. Die neuen, diesmal frühzeitig mit den römischen Behörden abgestimmten Pläne sehen im Wesentlichen den Verzicht auf die (Groß-)„Pfarreien der Zukunft“ und deren Leitung durch ein Team aus einem Pfarrer und gleichberechtigten haupt- und ehrenamtlichen Laien vor.

Das Bistum Trier gliedert sich künftig in Pfarreien und Pastorale Räume. Die derzeit bestehenden Pfarreien sollen, bevorzugt auf der Ebene der schon bestehenden 172 Pfarreiengemeinschaften, sich vernetzen, kooperieren und im Zeitraum von vier Jahren freiwillig zu 35 Pastoralen Räumen – die in ihrem Zuschnitt den ursprünglich geplanten Großpfarreien entsprechen – fusionieren.

Der kirchenrechtliche Status des Pfarrers – das Monitum einer Priestergemeinschaft gegen die ursprünglichen Pläne – und der pfarrlichen Organe – worauf die Initiative „Kirchengemeinde vor Ort“ besonderen Wert legt, bleibt bestehen. „Gleichwohl streben wir auf allen Ebenen eine stärker kollegiale Leitung an“, erklärte der Bischof. So hofft man, allen Sorgen und Nöten, auch den Bedenken der römischen Behörden, Rechnung zu tragen.

Fundsachen

Weihnachten 2020

„Auch wenn am Ernst der Lage nicht zu zweifeln ist, hat es durchaus komische Momente, dass in einer tief säkularisierten Zeit auf einmal ein eigentlich kirchliches Fest als Belohnung herhalten muss, damit

Bürgerinnen und Bürger sich an Auflagen halten“ (DER SPIEGEL Nr. 48/2020, 21.11.2020, S. 21)

Pausen und Unterbrechungen

„Pausen sind bei solchen Konferenzen oft das Entscheidende, da wo die Musik spielt“ (Georg Bätzing, Vorsitzender der katholischen Deutschen Bischofskonferenz, in seinem Grußwort an die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland 2020, die in digitaler Form stattfand.)

Der Satz erinnert von fern an die vielzitierte „Kürzeste Definition von Religion: Unterbrechung.“

(J. B. Metz, Glaube in Geschichte und Gesellschaft, Mainz 1977, S. 150; vgl. auch ders., Unterbrechungen. Theologisch-politische Perspektiven und Profile, Gütersloh 1981)

Benno Rech

Die Glosse

Im November 2020

Joseph,

Unsere katholische Kirche muss sofort reformiert werden, aber die vatikanische Ausrichtung aller Kirchenreformen setzt auf die Parole: Alle Amtsgewalt dem Priester! Der Laie, der beim Vatikan wohl als blöder Heini gilt, muss von allen Ämtern ferngehalten werden! Bei dem Reformkonzept kommt´s mir als kirchlich engagiertem Gewerkschafter vor, als wie wenn man hier für einen Betrieb kämpfen tät, der wo alle bisher notwendigen Reformen verpennt hat, und deshalb offensichtlich bankrott geht.

Joseph, der Vatikan, der wo sich aufspielt, als wie wenn er allein Ahnung hätt, in Sache Kirchenreform zu bestimmen, ist den deutschen Ortsbischöfen bei denen ihrem Notrettungsversuch über den „Synodalen

Weg“, also unter der Beteiligung von Priestern und Laien, mit einem Verbot in die Parade gefahren. Die Ortsbischöfe gelten beim Vatikan als inkompetent und sollen darum als wie unmündige Befehlsempfänger parieren.

Nicht einmal findet sich eine Erwähnung unserer Frauen, die immerhin die aktivsten Gemeindemitglieder sind! Sie bleiben einfach unberücksichtigt. Gottseidank haben sich diesmal einige Bischöfe wider Erwarten in die Brust geworfen und nicht wie sonst bei römischen Zurechtweisungen gekuscht. Karamba, das hätt ich ihnen mit meinen bisherigen Erfahrungen nicht zutraut!

Die Bischöfe wissen wohl am besten, dass heute schon vieles ohne Priester läuft: Die Corona-Krise hat uns gezeigt, dass die große Zahl der Gewohnheitskatholiken kaum noch vom Priester gehaltene Messen braucht. Nicht einmal die 20 Corona-Plätze in der Sonntagsmesse sind bei uns besetzt.

Und eine andere Frage, warum werden die Bischöfe in der Pandemienot von den Gläubigen nicht um Hilfe oder Rat gefragt? Joseph, das haben auch die Presse und der Rundfunk gemerkt: Niemand will von denen in der Pandemiesituation Rat haben. Oder hast Du in einer Talkshow einmal einen katholischen Priester, oder gar Bischof, sitzen gesehen?

Was die Leut gebraucht und genutzt haben, waren das Personal in den christlichen Krankenhäusern, Altenheimen und

Pflegediensten. Alles Laien! Ein Priester, genauso eine Gemeindereferentin, die dann als Seelsorger ans Bett kam, die waren willkommen.

So ist es in meinen Augen. Und dann will die Amtskirche bei einer Reform der Kirche ausschließlich auf den Priester setzen. Ich glaub, das plant so die Hierarchie, weil der Priester durch die Weihe und den Zölibat ganz an das Amt gebunden ist, und mit dem Amt tät dann die Teilhabe an der Macht im engen Zirkel der Amtsträger bleiben. Laien gelten nichts. Sie sind die Schafe der Priesterhirten!

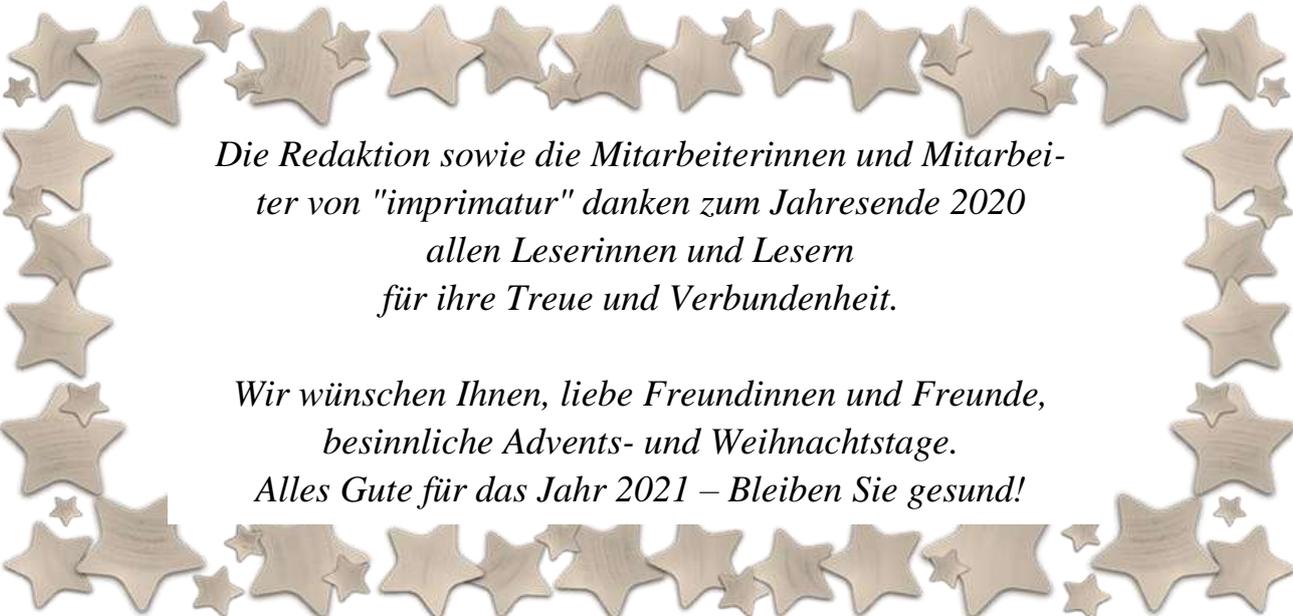
Was die Hierarchie einfach nicht sehen will, ist, dass für den zölibatären Priesterberuf mit seinem jetzigen Image, vor allem seit denen ihren haufenweisen Missbrauchsverbrechen die frühere Faszination total ramponiert ist. Es sind weltweit kaum noch Priesteramtskandidaten aufzutreiben. Wie soll da die vatikanische Reform, die nur auf Priester setzt, bewerkstelligt werden? Für mich bleibt sie eine Fata Morgana!

Joseph, ich hätte nicht geglaubt, dass ich als Gewerkschafter einmal so an dem Zustand meiner Kirch leiden tät.

Leb wohl

Dein Sozi-Kumpel Sepp

P.S.: Angesichts dieser Situation plädiert der Regensburger Bischof Voderholzer im Internet für „einen optimistischen Blick nach vorne“. Joseph, da greif ich nach Stock und Hut und such das Weite.



Die Redaktion sowie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von "imprimatur" danken zum Jahresende 2020 allen Leserinnen und Lesern für ihre Treue und Verbundenheit.

Wir wünschen Ihnen, liebe Freundinnen und Freunde, besinnliche Advents- und Weihnachtstage. Alles Gute für das Jahr 2021 – Bleiben Sie gesund!